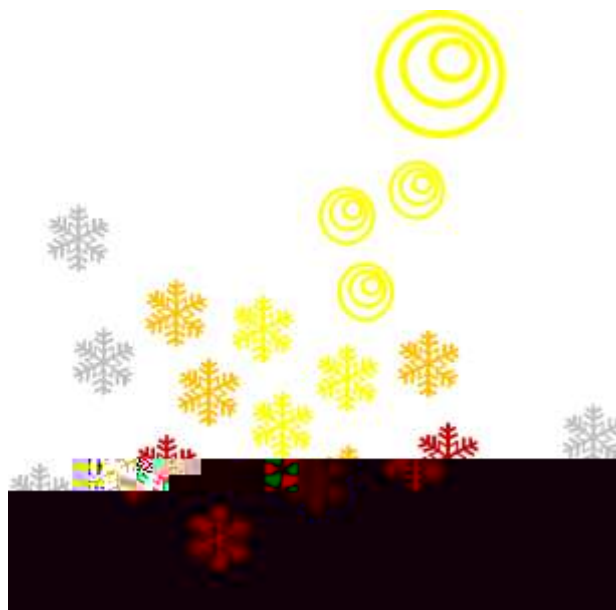


Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2013 [*Andrea Herrmann*]
- S.13 Der kleine Dieb in unserem Garten [*Angelika Schranz*]
- S.14 Eine Fahrt [*Jonis Hartmann*]
- S.15 Gildas besonderer Tag [*Thilo Bachmann*]
- S.16 Madame Adelheid et Monsieur Stefan [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.17 Gang eines Jungautoren über die Buchmesse (Ein Kurzbericht) [*Karl Farr*]
- S.18 Ein ganz normaler Heiligabend [*Karl Farr*]
- S.19 Der jüdische Vermieter [*Sibylle Meyer*]
- S.23 Ziegenmilch [*Holger Hartenstein*]
- S.26 Der große Sprung [*Katja Leonhardt*]
- S.28 Nachtlager [*Nikolaus Nissen*]
- S.29 Schreiberei und Literatur [*Jordanis Paraskevopoulos*]
- S.30 CHRISTOPH SCHLINGENSIEF [*Arno Peters*]
- S.31 Rezension „Clyátomon – Die Schlacht um die versunkenen Reiche“
von Andrea Bannert [*Andrea Herrmann*]
- S.32 Rezension „Nachbrenner“ von Norbert Sternmut [*Andrea Herrmann*]
- S.33 Rezension „Die nackte Unschuld – Kurzgeschichten“ von Katja Leonhard [*AH*]
- S.34 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Jahr 2013 geht und 2014 kommt. Im neuen Jahr soll das Veilchen bekannter werden und die Auflage steigen. Ein erster Schritt dazu war mein Workshop zum Thema „Fantasy schreiben“ auf der Muccon Fantasy-Convention im Oktober. Bei dieser Gelegenheit wurde ich dann auch von Katja Leonhard für die Zeitschrift „Elfenschrift“ interviewt. Leider wird die Elfenschrift demnächst eingestellt, aber vielleicht dürfen wir ja bald deren Autor/innen und Leser/innen beim Veilchen begrüßen? Zum Zweiten haben einige unserer Leser/innen das Angebot angenommen, drei kostenlose Probeexemplare des Veilchens anzufordern, um sie an Bekannte zu verteilen.

Herzliche Weihnachtsgrüße und guten Rutsch ins Jahr 2014!

Andrea Herrmann

Titelbild von Andrea Herrmann

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag) oder heruntergeladen bei www.lulu.com.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart

oder per E-Mail: [veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de](mailto:veilchen@geschichten-manufaktur.de)

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch kostenlos auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Die Nutzung eines Textes bedarf einer ausdrücklichen Genehmigung des Autors, die vorab erfolgen muss. Die Herausgeberin der Zeitschrift unterstützt gerne bei der Kontaktaufnahme zu den Autor/innen.

Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2013

Die letzten drei Monate pendelte ich zwischen verschiedenen Welten, Realitäten und Zeiten... Genauso wie ich in real zwischen Städten pendelte.

„Cybernet City“ (Frank Stieper) ist ein virtuelles New York, das von Millionen Benutzern aus der ganzen Welt besucht wird. Von zahlenden Besuchern. Alexander, Mark und Jana finden eines Nachts jedoch einen unbekanntem Zugang dazu, auf einem verlassenen Militärgelände. Was sie nicht wissen ist, dass auf diesem Stuhl mit den Handschuhen und dem Helm ein junger Soldat während des Trainings gestorben ist. Seither hat keiner mehr Cybernet City über diesen Zugang betreten. Der japanische Hersteller hat inzwischen den Namen gewechselt, doch die virtuelle Stadt ist immer noch dieselbe. Auch ihre Gefahren! Was für Mark als ein Spiel namens „Jag den Psycho“ beginnt, wird tödlicher Ernst, als die Japaner ihn, den vermeintlich gefährlichen Hacker, jagen um ihn zu eliminieren. Eine spannende Geschichte, so frisch, lebendig, realistisch beschrieben. Und meisterhaft die Spannungsführung. Bei einer Schießerei werden drei Menschen verletzt, und wir erfahren in sorgfältig abgestimmter Reihenfolge, was mit jedem Einzelnen geschehen ist. Mark wurde getroffen. Die amerikanische Benutzerin geht nicht ans Telefon. Der japanische Admin wird tot aus dem Büro getragen. Es könnte jedoch auch Selbstmord gewesen sein. Und so weiter. Dieser technikkritische Roman beschreibt eine Realität aus dem Jahr 2089, doch ganz so weit sind wir von den beschriebenen Technologien und Zuständen nicht mehr entfernt: „Es gab Zeiten, da kamen Leute dafür ins Gefängnis, weil sie die Privatsphäre des Einzelnen verletzt haben. Heute nennen sie es Fortschritt.“

Ebenfalls teilweise in der virtuellen Welt spielt der Film „*Inside WikiLeaks – Die fünfte Gewalt*“. Eine wahre, aber wahnwitzige Geschichte! Die Taten von Julian Assange, der mit missionarischem Eifer die Verlogenheit der Welt entlarven will und dafür jedes Opfer zu bringen bereit ist. Der ganz allein gegen alle kämpft, mit wechselnden Partnern, denen er alles abverlangt und sie dann austauscht. Was diesen Film jedoch zum künstlerischen Meisterwerk macht ist, dass er seine Botschaften klar rüber bringt: Es gibt keine eindeutige Botschaft. Weil es keine eindeutige Wahrheit gibt. WikiLeaks wirft essenzielle Fragen auf, aber es beantwortet sie nicht. Darum wird diese Geschichte aus den mehreren Perspektiven erzählt. Viele liebenswerte Menschen stehen für die Wahrheit ein oder werden von der Wahrheit gejagt. Manches Geschriebene wäre besser nicht an das Licht des Tages gekommen, denn dafür war es nicht geeignet. Muss nun jeder, ob Bürger oder Politiker, die vollständige Veröffentlichung seiner geschriebenen Worte befürchten? Kann man nichts mehr „unter vier Augen“ flapsig formulieren? Die Zwiespältigkeit der absoluten Transparenz und des anonymen Whistleblowings manifestiert sich im Film in vielen Einzelschicksalen. Der Film erscheint zu einer Zeit, wo ein Edward Snowden als nichtanonymer Whistleblower dazu steht, dass er gewisse Dinge ohne gutes Gewissen nicht mehr vor der Welt verschweigen kann, und wo wir feststellen, dass nicht nur die Großen die Kleinen ausspionieren, sondern auch die Großen die Großen. So gesehen war WikiLeaks die Rache der Kleinen an den Großen. Der Film bringt alle Fragen auf den Tisch und beantwortet keine. Das ist unsere Aufgabe! Unsere, die wir verantwortlich und mächtig sind in den Tagen des Internets. Wo ein paar Bits im Internet in einem anderen Teil der Welt ein

Feuer entfachen können. Die internationalen Verflechtungen der wahren Geschichte und der Geschichten, die noch geschehen werden, wurde deutlich in diesem Film, der auf mehreren Kontinenten spielt. Anschaulich gelöst wurde die künstlerische Frage: Wie stellt man etwas dar, das im virtuellen Raum passiert? Die pixeligen grün-auf-schwarz-Textbildschirme der Hacker wirken antiquiert, aber: Hacker verwenden kein Windows! Hinter den trockenen Buchstaben – jeder Chatter weiß das – stecken natürlich Weiten, Menschen, Schreibtische. WikiLeaks wird dargestellt als ein endloser Raum mit unendlich vielen Schreibtischen, an denen zunächst immer wieder der unermüdete Julian sitzt, später auch einzelne Mitstreiter. Als Daniel Julians Schreibtische umstürzt, muss man kein Informatiker sein, um zu verstehen, was nun passiert.

„Der Zeitdieb“, ein Roman von Terry Pratchett, spielt auf der Scheibenwelt. Einer seiner besten Romane! Ein Feuerwerk aus genialen Ideen über die Welt, die Physik und Metaphysik; ein zitierfähiger Satz oder Witz folgt auf den anderen. In diesem Buch geht es um das Ende der Welt. „Wieso Ende der Welt? Es ist doch alles noch da.“ Nun, aber es bewegt sich nichts mehr. „Neun Zehntel des Universums bestehen aus Bürokratie“ (Naturgesetze eingeschlossen). Die chaotischen Menschen stören dabei natürlich: „Intelligentes Leben war eine Anomalie. Es störte bei der Verwaltungsarbeit. Die Revisoren verabscheuten so etwas. Gelegentlich versuchten sie, ein wenig Ordnung zu schaffen.“ Darum haben die Revisoren die Zeit angehalten, so dass sich nur noch nichtmenschliche Wesen bewegen können – und die Zeitmönche, die gelernt haben, die Zeit zu manipulieren. Auch wenn ihnen dabei manchmal die Geräte durchdrehen, auf denen sie die Zeit aufwickeln. In dieser erstarrten Welt kämpfen nun die Geschichtsmönche und Susanne gegen die Revisoren. Währenddessen versucht Tod,

die Jungs zusammen zu trommeln, die vier oder fünf Reiter der Apokalypse. (Es hängt davon ab, welche Ausgabe des Buchs der Bücher Sie verwenden! Die eine oder andere Rolle wurde nämlich gestrichen.) Hunger meint gleichgültig: „Es gibt andere Welten. Du bist zu sentimental, Tod. Das habe ich immer gesagt.“ Und Krieg ist inzwischen mit einer Walküre verheiratet, die ihm den Ausflug kurzerhand verbietet. Doch nicht nur die Reiter der Apokalypse – Tod, Hunger, Krieg, Pestilenz und Ronnie – sind menschlicher geworden dadurch, dass sie menschliche Form angenommen haben. Auch die Revisoren, ganz frisch in menschliche Form gekrochen, tun sich noch schwer damit, ihre ewige Weisheit und Logik in Einklang zu bringen mit den Bedürfnissen und Fehlern ihrer organischen Hülle, die das Denken in dem engen Raum hinter den Augen zusammen drängt und dauernd gestört wird durch Emotionen, Hunger und dergleichen. Die Revisoren lassen sich auf dieses Experiment ein, können jedoch nur schwer mit dieser Beschränktheit umgehen. So scheitern sie an Pfeilen, die nach rechts weisen, aber auf denen „links“ geschrieben steht, und insbesondere an der Wucht der Geschmacksempfindungen von Schokolade. Echter Schokolade. Sie wissen schon: Schokoladenüberzogene Kaffeebohnen, Nougatpralinen, Erdbeercreme und so weiter.

Wer das Buch gelesen hat, ist genauso erleuchtet wie Wen, der Gründer des Ordens der Geschichtsmönche. Oder wie Lu-Tse, der Kehrler. Er ist eine wandelnde Sammlung von Zitaten, die weise oder auch nur pragmatisch sind, wie diese: „Deshalb gibt es Regeln, weißt Du. Damit man nachdenkt, bevor man gegen sie verstößt.“ Die Revisoren sehen das natürlich anders, aber das ist ja auch ihr Problem. In Lu-Tses Weisheiten geht es auch um wollene Unterhosen und den richtigen Umgang mit dem Kehrbesen. Mit Flugbesen kennt er sich leider weniger aus. Sehr schön finde ich auch solche Bilder: „Jeremy [der Uhrmacher] mochte es, wenn die Einzelteile einer Uhr vor ihm

ausgebreitet lagen, wenn alle Zahnräder und Federn auf schwarzem Samt ruhten. Er gewann dann den Eindruck, die Zeit selbst zu betrachten, demontiert und kontrollierbar, jede Komponente leicht zu verstehen.

Wenn sein Leben doch nur ähnlich beschaffen wäre. Er stellte sich vor, es in seine Einzelteile zu zerlegen und sie auf dem Tisch auszubreiten, um sie zu reinigen und zu ölen und wieder zusammenzusetzen, auf dass sich alles so bewege, wie es der Fall sein sollte. Aber manchmal erweckte Jeremys Leben den Anschein, von einem nicht sehr geschickten Handwerker montiert worden zu sein, von jemandem, der es einigen kleinen, aber sehr wichtigen Teilen gestattet hatte, mit einem Ping in den Ecken des Zimmers zu verschwinden.“

Ich schmunzle auch immer noch über den Uhrenkuckuck, der als Nest für sein Weibchen eine Kuckucksuhr baut.

Es fehlt auch nicht an einer Liebesgeschichte, wie hier bereits angedeutet wird: „Und was Susanne betraf... Sie war zum Teil unsterblich, und das erklärte den Rest. Sie konnte Dinge sehen, die wirklich existierten. (Fußnote: Was viel schwieriger ist, als Dinge zu sehen, die nicht existieren. Das können alle.) Sie konnte die Zeit wie eine Jacke überstreifen und ablegen. Regeln, die für alle anderen galten, zum Beispiel die Schwerkraft, galten für sie nur dann, wenn sie es zuließ. Und wie sehr man sich auch bemühte: Solche Dinge wirkten sich auf eine Beziehung aus. Es fiel schwer, mit anderen Leuten umzugehen, wenn ein Teil von einem selbst sie als vorübergehende Ansammlung von Atomen sah, die sich in einigen Jahrzehnten auflösen würden.“

Manchmal ist Susanne allerdings gar nicht nett, sondern sehr, sehr logisch. Wie hier, als sie ruft: „Wie bitte? Du bist gerannt, um das Ende der Welt zu verhindern, aber dann bist du stehen geblieben, um einem alten Mann zu helfen? Du... Held!“

„Oh, ich würde nicht sagen, dass ich ...“ Lobsang unterbrach sich. Fräulein Susanne hatte „Du Held“ nicht mit einer Stimme

gesagt, die den Worten die Bedeutung „Oh, wie wundervoll von dir“ verlieh. Es hatte eher nach „Du Idiot“ geklungen.

„Leuten wie dir begegne ich oft“, fuhr Susanne fort. „Helden haben eine sehr seltsame Vorstellung von einfacher Mathematik. Wenn du die Uhr zerstört hättest, bevor sie schlagen konnte, wäre alles in bester Ordnung. Aber jetzt hat die Zeit angehalten, und sie sind gekommen, und vermutlich müssen wir alle sterben, nur weil du stehen geblieben bist, um jemandem zu helfen. Ich meine, das ist sehr loblich und so, aber auch sehr, sehr... menschlich.“

Sie benutzte das Wort, als sei es ein Synonym für „dumm“.

„Du meinst, für die Rettung der Welt braucht man einen kühl kalkulierenden Mistkerl?“ erwiderte Lobsang.

Keine Panik: Am Ende wird alles gut!

In vier Welten spielt Andrea Schachts Roman *„Die keltische Schwester“*. Einerseits ist er ein Frauenbuch, in dem Freundinnen im Comic-T-Shirt auf einem Sofa sitzen, Eis essen und dabei über Gefühle sprechen. Aber die Heldin ist gleichzeitig auch Projektleiterin in einer Männerwelt und schlägt sich dort mit Netzplänen und Intrigen herum. Immer häufiger befinden sich die Hauptpersonen jedoch auf der Baustelle in der Bretagne und lassen sich die Atlantikluft um die Ohren brausen. Gleichzeitig jedoch hat die Heldin Visionen und träumt von einer Keltin namens Danu, die ca. 400 nach Christus dort gelebt hat. Da ich selbst in der Welt der Manager verkehre, fühlte ich mich in diesem Roman sehr zu Hause, denn Andrea Schacht ist vom Fach, war selbst früher Managerin. Ganz typisch und alltäglich sind leider die Geschichten von falscher Freundlichkeit, in den Wind geschlagenen Warnungen und von Dokumenten, die kurz vor einer wichtigen Präsentation zum Schlechteren hin verändert werden, ohne dass man dem Verursacher Absicht unterstellen dürfte. Es könnte auch Dummheit oder ein Missverständnis gewesen sein. Die Heldin

bemerkt den Fehler erst im letzten Moment und muss die halbe Nacht dran sitzen, um die Fehler wieder rückgängig zu machen. Sie kann dem Deppen nicht nachweisen, dass er es mit Absicht gemacht hat, obwohl er das sehr wohl tut. Der Kerl wollte, dass seine Projektleiterin entlassen wird! An Fehlern muss jedenfalls immer jemand Schuld sein; im Zweifel derjenige, der sich am meisten Mühe gab, den Fehler zu verhindern. Der Roman kam 2011 heraus, aber ich würde wetten, dass es Andrea Schachts erster Roman war, den sie erst jetzt veröffentlichen konnte, nachdem sie schon marktgängigere Romane geschrieben hatte. Laut dem Weltbild von Verlagen interessieren sich Frauen nicht für Romane, die in der Männerwelt spielen.

In diesem Buch prallen schön die Managementwelt mit Projektplänen und Zahlen auf die emotionale, intuitive Keltenwelt, Schriftlichkeit versus Mündlichkeit. Dieser Kontrast zieht sich als Hauptthema durch den Roman, aber auch das Thema Verknüpfung, Vernetzung, Verschlungensein. Von den vielen ansprechenden, geradezu künstlerischen Bildern, die der Roman malt, haben die meisten zu tun mit Linien, Knoten und Verwebung, sogar die Netzpläne, die dazu verwendet werden, um die Abhängigkeiten der Arbeiten der Projektbeteiligten zu modellieren, der kritische Pfad, der Puffer. Sie alle erhalten im Kontakt zur Keltenwelt ganz neue Bedeutung, oder ihre Bedeutung wird nun erst offenbar. Am Ende siegen, wie dürfte es anders sein, die Gefühle über die Profitgier.

In dem Roman gibt es viele schöne Formulierungen wie „Sag mal, ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich das gut finde, dass du dich so frei gestalterisch in mein Privatleben einmischst!“

Oder auch folgender Dialog:

„Mir ist aufgefallen, dass du unheimliche Probleme mit verschiedenen Leuten hast. Und ich hab nachgedacht, woran das liegt.“

„Ich auch. Ich bin zu unverträglich und zu emotional“, meinte ich und kickte zornig einen Tannenzapfen zur Seite.

„So‘n Blödsinn. Ich bin zu einem ganz anderen Schluss gekommen.“

„Na?“

„Du bist zu nett zu den falschen Leuten.“

„Was? Wie meinst du das denn?“

„Na, du meinst wahrscheinlich, wenn jemand freundlich zu dir ist, musst du das mit deiner Freundschaft beantworten. Und du fragst nicht, warum derjenige sich bei dir einschleimt. Mit dem Erfolg, dass du fröhlich ausgenutzt wirst.“

Das bezieht sich auf die Sekretärin und den Projektmanagementkollegen. Mit beiden ist nicht gut Kirschen essen.

Ebenfalls von Andrea Schacht stammt „*Das brennende Gewand*“, ein Buch aus der Almut-Serie. Krimis sind ansonsten nicht mein Fall und ich finde, man merkt auch, dass Andrea Schacht diese Bücher vor allem für den Markt geschrieben hat. In ihren anderen Romanen scheint mehr Herzblut zu stecken. Trotzdem sind ihre Krimis herzlicher, gefühlvoller, freundlicher als andere. In den Almut-Krimis finden wir eine freundliche Atmosphäre vor, die durch den Mord bedroht wird. Die Verteidigung des Friedens liegt in der Hand der netten Begine Almut und ihrer Freunde. Die Beginen-Gemeinschaft schützt sich selbst. Ein sehr schönes Motiv! Außerdem passt auch Andrea Schachts Bild vom Mittelalter zu meinem eigenen. Die Menschen waren damals religiös, das ist wahr, aber eben auf eine gesunde und sicher auch kritische Weise. Natürlich gab es damals wie heute Menschen, die sich außerhalb des Gesetzes bewegen, aber das muss nicht bedeuten, dass dies ungesühnt bleibt. Im Gegenteil war das Rechtsempfinden im Mittelalter sehr hoch entwickelt. Besonders geschmunzelt habe ich, als in dem Roman eine Speise serviert wurde, die ich selbst schon nach einem Mittelalterkochbuch gebacken habe: die fettgebackenen Nonnenfüzchen mit einer hochprozentigen Weinsoße. Weniger witzig ist, dass dieses

gehaltvolle Mittagessen Almut in Gefahr bringt. Mächtige und skrupellose Feinde verfolgen nämlich nicht nur Pater Ivo, sondern auch alle dessen Freunde. Sein freiwilliger Aufenthalt als Einsiedler, eingemauert in einem Häuschen, kann seine Freunde nicht schützen. Die Feinde schrecken vor Mord nicht zurück und keiner scheint vor ihnen sicher. Geht es wirklich nur um ein bis heute nicht zurück bezahltes Darlehen? Oder geht es um mehr?

Ins England von 1666 geraten wir mit „*Year of Wonders*“ von Geraldine Brooks. Das ist eines der Bücher, die wir in der Online-Vorlesung „Historical Fiction“ von Prof. Bruce Holsinger durchnahmen. Es geht um das Dorf Eyam, das von der Pest befallen wird und sich selbst freiwillig unter Quarantäne stellt. Innerhalb eines Jahres sterben zwei Drittel der Bevölkerung. Das Buch handelt von Helden und Profiteuren, von Aggressionen und Hilfsbereitschaft in diesem von der Außenwelt abgeschnittenen Dorf. Besonders beeindruckt hat mich der Schreibstil, der jedes Detail wahrnimmt und den langsamen Gang einer jungen Dörflerin einnimmt. Sorgfältig abwägend, verantwortungsbewusst, mitfühlend.

Ganz exotisch geht es zu in „*Der Zensor*“, einem Roman von Marcus Hammerschmitt. In dieser Version der Geschichte hat nicht Spanien Südamerika kolonialisiert, sondern umgekehrt die Maya Spanien. Inzwischen haben die Maya („Nano-Maya“) dank Hightech aus Spanien einen Urwald gemacht und beherrschen künstliche Intelligenz, Nano- und Biotechnologie, z.B. den Formstein, ein intelligentes, sich wandelndes Material. Diese Geschichte fasziniert durch die bedrohliche Mischung aus Maya-Mythologien und Grausamkeit mit unvorstellbar mächtigen Technologien. Die Erzählperspektive wechselt zwischen der des mächtigen Maya-Zensors, Ahau Jacqui, und der des Rebellen Enrique. Jacqui ist der zweitmächtigste Mann im

Geheimdienst, der die Gesetze der Macht versteht: „Macht drückt sich im schlampigen Umgang mit der Zeit von Untergebenen aus. Ein mächtiger Mensch, der pünktlich war, weckte sofort Misstrauen.“ Eigentlich ist er gar nicht so, doch er hat eine Rolle zu spielen. Aber in letzter Zeit ist nichts mehr wie es sein sollte. Verfeindete Mayas kommunizieren unerwartet miteinander per E-Mail (auch „Vogelruf“ genannt), die Machthaber verbünden sich mit dem Vatikan. „Wenn plötzlich jeder mit jedem redete, erfüllte das schon fast den Tatbestand der Verschwörung“, denn die Macht des Königs beruht darauf, feindliche Adelsclans gegeneinander auszuspielen. Und dann kommt Jacqui auch noch einem schockierenden Geheimnis auf die Spur... Aber auch für Enrique, eine führende Kraft in der spanischen Guerilla, wird es eng. Auch er muss feststellen, dass seine Bewegung nicht mehr die Ziele verfolgt, die ihn antreiben. Beide Männer finden sich schließlich gemeinsam in derselben ausweglosen Situation wieder. Sie sollen in einem grausamen „Ballspiel“ den Göttern geopfert werden. Doch in einer Gesellschaft, wo sich Splittergruppen gegenseitig bekämpfen, kann der Feind des Feindes plötzlich zum Freund werden... Die Handlung an sich fand ich nicht so fesselnd, aber spannend war es, in diese wirklich exotische Welt einzutauchen, wo so gut wie alles technisch machbar zu sein scheint.

Ein Schiff kentert vor der Küste Australiens und nur zwei junge Frauen überleben: die verwöhnte reiche Amelia Divine und die Verbrecherin Sarah Jones, die noch zwei Jahre Zwangsarbeit auf einer Farm vor sich hat. Amelia verletzt sich am Kopf und verliert so ihre Erinnerung. Sarah nutzt diese Chance und tauscht mit ihr die Identitäten. Klingt diese Geschichte nach Patricia Shaw? „*Die Insel der roten Erde*“ stammt aber von Elizabeth Haran und ist auch besser geschrieben als Shaws Romane. Die Personen verhalten sich realistisch. Moralisch ist die Situation gar

nicht eindeutig: Niemand ist hier nur böse oder nur gut. Und selbst aus diesem Verbrechen entsteht noch etwas Gutes. Denn Amelia hat zum ersten Mal in ihrem Leben vergessen, dass sie jemand ist. Nun ist sie niemand mehr und ihre Fähigkeiten sind auf einer Farm auch nicht sonderlich nützlich. Echte Arbeit ist nun gefragt! Gleichzeitig erlebt Sarah das erste Mal zivilisierte Menschen, Freundlichkeit, Vertrauen. Und so lernen beide jungen Frauen dazu, bis dann schließlich doch auffällt, dass hier einiges nicht passt. Ähnlich wie bei Shaw gibt es hier allerdings auch eine hellsehende Eingeborene und gelegentlich wird etwas knapp erzählt. Ein ganzer Tag Arbeit wird in drei Sätzen zusammengefasst. Den Rest müssen wir uns als Leser selbst ausdenken. Trotzdem mochte ich die Stimmung und die Personen und habe den Roman gern zur Unterhaltung gelesen.

Spielt „*Die Traumfänger*“ von Marlo Morgan tatsächlich im australischen Outback bei realen Ureinwohnern? Oder in einer esoterischen Traumwelt? Ist das alles wahr und wirklich passiert? Auf einer mehrmonatigen Wanderung („Walkabout“) durch die Wüste erlebt die Erzählerin Wunder über Wunder. Wie sich immer genügend Essen einfindet und auch Wasser, mitten im Nirgendwo. Die Natur versorgt ihre Kinder mit allem, was sie brauchen, wenn sie ihr vertrauen. Die Aborigines nennen sich selbst „die wahren Menschen“ und die anderen – also uns – die mutierten, veränderten Menschen. Wir haben uns nicht nur genetisch, sondern insbesondere kulturell weit von unserem Ursprung entfernt. Alle Wahrheit übergießen wir mit Soße und Zuckerguss. Dieses Buch ist ein Kompendium esoterischer Weisheiten, eingebettet in Geschichten und Erlebnisse. Wir lernen beispielsweise: Nicht alle Menschen, die atmen, sind lebendig. Es ist alles in Ordnung. Du bist da, wo du sein solltest. Aborigines können telepathisch kommunizieren, weil sie niemals lügen und keine Geheimnisse in ihrem Herzen

tragen. Sie sind vollständig mit sich selbst im Reinen. Und mit ihren Mitmenschen. Erfahrungen mit Menschen sind ewige Verbindungen. Sie müssen durch Lernen abgeschlossen werden, sonst wiederholen sie sich. Wer sich von Altem befreit, sieht jünger aus und fühlt sich auch jünger. Mehr als einem Menschen gleichzeitig kann man nicht helfen. Lesen Sie selbst!

„*Die Pendragon-Legende*“ von Antal Szerb kreist um eine geheimnisvolle Bibliothek in Wales, die seit 75 Jahren kein Fremder mehr zu sehen bekam. Die Familie Pendragon hat das Motto: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches“. Sie stammen direkt von einem Rosenkreuzer ab, der das Geheimnis des ewigen Lebens im Orient entdeckte und nach 120 Jahren wieder auferstehen will. Leider gibt es zu diesem Zeitpunkt keinen Rosenkreuzer-Orden mehr. Die Herstellung von Gold und die Erschaffung des Homunkulus, des künstlichen Menschen, werden zwar noch immer betrieben, aber nach wie vor enttäuschend erfolglos. Der als Krimi aufgemachte Roman ist nicht so sehr wegen seiner Handlung spannend, sondern wegen seiner eigenwilligen Figuren wie dem Iren Mallony, der deutschen Lene und dem englisch-aristokratischen Osborn Pendragon. Heikko Deutschmann liest das Hörbuch auf eine Weise, dass jede Person körperlich vor dem Leser steht. Mein Lieblingssatz ist Mallonys: „Wenn Sie mich für einen Idioten halten, so tut das nichts zur Sache. Mit der Zeit werden Sie sich an mich gewöhnen. Anderen ist es auch so ergangen.“

Ein weiteres Buch aus meinem Experiment „Ich lese Bücher von früher erneut“ ist „*Ein Baum wächst in Brooklyn*“ von Betty Smith. Der Künstlername dieser preisgekrönten Autorin ist Programm: Sie schreibt über die ganz normalen Menschen in Brooklyn. Autobiographisch und doch literarisch wertvoll erzählt sie die Kindheit der kleinen Francis, voll Schmerz und Enttäuschungen, nur erträglich durch die

Träume des singenden und trinkenden Vaters, den Erfindungsreichtum der Mutter und ihre eigene Fähigkeit, sich inmitten von Schmutz und Bösartigkeit Winkel des Friedens zu erschaffen, wie ihren Leseplatz zum Hinterhof hinaus, zwischen den Bäumen des Titelbaums, mit einem Glas Limonade, ein paar Keksen und ihrem täglichen Buch aus der Bibliothek. Jeden Tag liest sie nämlich ein Buch und sonntags sogar zwei. Später entsteht gerade aus dieser Fähigkeit, schnell zu lesen, ein Beruf, der sie besser ernährt als jeder angelernte Job in einer Fabrik. Doch so weit sind wir noch nicht.

Zunächst ist Francis die Tochter von Johnny und Katie Nolan. „Katie hatte ein wildes Verlangen danach, weiterzuleben, und dies machte aus ihr eine Kampfnatur. Johnny dagegen sehnte sich nach Unsterblichkeit, und dies machte ihn zu einem unnützen Träumer. Und hier lag der große Unterschied zwischen diesen beiden Menschenkindern, die einander so sehr liebten.“ Johnny ist ein sympathischer Schönling, dessen hoch fliegenden Pläne allerdings an der ungeplanten Schwangerschaft und frühen Heirat scheiterten. Er arbeitet als singender Kellner und versäuft seine Trinkgelder. Katie ernährt die vierköpfige Familie durch Putzen und Hausmeisterdienste und ruiniert damit ihre schönen Hände. Trotzdem gelingt es ihr, für sich und ihre Kinder eine Klavierlehrerin zu organisieren und liest den Kleinen jeden Abend aus Shakespeare und der Bibel vor. Der Wunsch, etwas Besseres zu sein, überträgt sich auf ihre Kinder und bringt sie leider in die Isolation. Francie weiß schon früh, dass sie Schriftstellerin werden will und erringt mit ihren Geschichten Preise an ihrer Schule.

In diesem Buch findet man immer wieder Szenen, die so schön und bedeutungsvoll sind, dass man sie mehrmals liest. Hier nur einige Kostproben:

„Die Nolans hatten ihre besondere Vorstellung von Kaffee. Der Kaffee war ihr einziger großer Luxus. Mama machte jeden Morgen einen großen Krug voll und

wärmte ihn am Mittag und am Abend wieder auf, so wurde er im Laufe des Tages immer stärker. Er bestand aus sehr viel Wasser und ganz wenig Kaffeepulver, aber Mama tat ein Stück Zichorie hinein, so daß er einen starken, bitteren Geschmack bekam. Jeder durfte am Tag drei Tassen Kaffee *mit Milch* haben. Während des Tages durften sie sich eine Tasse schwarzen Kaffee einschenken, sobald sie Lust dazu hatten. Manchmal, wenn es überhaupt nichts zu essen gab und wenn es regnete und man allein in der Wohnung saß, war es wunderbar tröstlich, zu wissen, daß man *etwas* haben konnte, und wenn es nur eine Tasse schwarzer, bitterer Kaffee war.

Francie und Neeley liebten den Kaffee, aber sie tranken ihn selten. Auch heute ließ Neeley wie gewöhnlich seinen Kaffee stehen und strich sich die kondensierte Milch aufs Brot. Er nippte nur der Form halber ein wenig am schwarzen Kaffee. Mama füllte Francies Tasse und rührte die Milch hinein, obwohl sie wußte, daß Francie ihn nicht trinken würde.

Francie liebte den Duft und die Wärme des Kaffees. Während sie das Brot und die Zunge aß, hielt sie die eine Hand um die Tasse geschmiegt und freute sich an der Wärme. Von Zeit zu Zeit sog sie den bittersüßen Duft des Kaffees ein. Das war viel schöner, als wenn man ihn trank. Als das Essen vorüber war, schüttete sie ihn in den Ausguß.

Mama hatte zwei Schwestern, Sissy und Evy, die oft zu ihnen kamen. Jedesmal wenn sie sahen, wie der Kaffee ausgeschüttet wurde, hielten sie Mama eine Predigt über Verschwendung.

Dann erklärte Mama: „Francie hat wie die andern das Recht, bei jeder Mahlzeit eine Tasse Kaffee zu trinken. Wenn sie den Kaffee lieber weggießt, statt ihn zu trinken, nun gut. *Ich* glaube, es ist gut, daß Leute wie wir hier und da etwas zu verschwenden haben und dabei erfahren, wie es ist, wenn man ganze Haufen Geld hat und nicht so zu knausern braucht.“

„Die Bibliothek war klein, alt und schäbig. Aber Francie fand sie wunderbar. In der

Bibliothek hatte sie dieselben Gefühle wie in der Kirche. Sie stieß die Tür auf und ging hinein. Das Geruch von alten Ledereinbänden, Kleister und frisch getränkten Stempelkissen war ihr lieber als der Geruch des Weihrauchs beim Hochamt.“

„Sie stand lange hinter dem Pult, bis sich die Bibliothekarin endlich herabließ, sie zu bedienen.

„Ja?“ fragte sie endlich ungeduldig.

„Ich möchte gern dieses Buch.“ Francie schob ihr das Buch samt der Karte hin. Die Kinder mußten die Bücher immer mit der Karte präsentieren, um der Bibliothekarin Arbeit zu ersparen.

Sie nahm die Karte, stempelte sie ab und ließ sie durch einen Einwurf ins Pult fallen. Dann stempelte sie Francies Karte ab und schob sie ihr hin. Francie nahm sie in Empfang, aber sie blieb stehen.

„Ja?“ fragte die Bibliothekarin, ohne aufzuschauen.

„Könnten Sie mir ein Mädchenbuch empfehlen?“

„Welches Alter?“

„Elf Jahre.“

Francie stellte jeden Samstag dieselbe Frage, und jeden Samstag fragte die Bibliothekarin nach dem Alter. Der Name auf der Karte bedeutete für sie nichts. Da sie sich die Gesichter der Kinder nie anschaute, lernte sie das kleine Mädchen nie kennen, das sich jeden Tag ein Buch holte und am Samstag zwei. Francie wäre für ein Lächeln so empfänglich gewesen, und eine freundliche Bemerkung hätte sie so glücklich gemacht! Sie liebte die Bibliothekarin und hätte die Bibliothekarin gerne verehrt. Aber diese war mit anderen Dingen beschäftigt. Und sie konnte Kinder ohnehin nicht leiden.“

Der Baum im Hinterhof ist Francies Symbol. Als sie geboren wurde, war sie kränklich und die Hebamme sagte, es sei besser, sie würde bald sterben. Doch Katie wollte das nicht hören. Sie verwies auf den Baum: „Alles bemüht sich, zu leben. Schaut euch nur einmal den Baum dort drüben an, der aus dem Kellerloch herauswächst. Er bekommt keine Sonne

und höchstens ein wenig Regenwasser. Und er wächst auf schlechtem Grund. Und er ist gerade deshalb stark, weil er so um sein Leben kämpfen muß. Meine Kinder werden auf dieselbe Weise stark sein.“

Die Reaktion der anderen lautet: „Du hast großartige Ideen, Katie, aber trotzdem ein sehr kränkliches Kind.“

Doch Francie überlebt und sie wird auf ihre eigene Weise stark. Ihre Lehrerin rät ihr: „Weißt du, Francie, die meisten Leute werden glauben, daß die Geschichten, die du erfindest, einfach Lügen sind, weil sie nicht dem entsprechen, was sie unter Wahrheit verstehen. Wenn dir so etwas nicht wieder passieren soll, dann mußt du in Zukunft die Dinge einfach genauso erzählen, wie sie sich ereignet haben, und dann kannst du immer noch für dich selbst aufschreiben, wie du dir vorstellst, daß die Dinge hätten geschehen können. Erzähl die Wahrheit und schreib die Geschichte!“ Und so wird Francie Schriftstellerin.

„*Draußen vor der Tür*“ von Wolfgang Borchert ist ein Hörspiel von 1947, „ein Theaterstück, das keine Bühne spielen will“. Warum nicht? Weil es die Realität zeigt, wie sie ein junger Kriegsheimkehrer erlebt: seine kalte Verzweiflung, den grauen Egoismus der anderen, die Hilflosigkeit Gottes. Davon hatten sie im Krieg wohl genug gehabt, und auch heute noch tut dieses Kunstwerk weh, verursacht düstere Bilder und emotionale Schmerzen. Besonders beeindruckt hat mich aber das Vorwort zum Hörspiel: „Wolfgang Borchert gehört zu denen, die 1933 in der Quinta saßen und 1939 in Prima, die dann von der Schulbank ins Feld zogen und dann bis zum Kriegsende an der Front standen. Sie sind heute um die 25 herum oder wären es, wenn sie noch lebten.“

„In ihren Augen brennt kein Feuer“. Sie sind beobachtend, abschätzend, skeptisch und hart. Und gleichzeitig treibt sie „ein Hunger nach allem, auch nach dem Leben, von dem sie so viel Furchtbare erfahren haben, beinahe nur das Furchtbare.

Ihre jungen Jahre haben auch andere in diesem Krieg verloren, doch diese

Generation der heute 25jährigen haben mehr opfern müssen. Sie haben zum Leben nicht erwachen dürfen. [...] Wer mag hier klagen, dass sie nicht besitzen, was man früher ‚Ideale‘ nannte, und was sie, diese Jungen ‚Illusionen‘ zu nennen gelernt haben? Und wer mag sie dafür schuldig sprechen? Sie schweigen. Sie wurden als verstockt aufgegeben.“

Dieses Theaterstück bricht das Schweigen und ist nicht nur ein historisches Dokument der deutschen Nachkriegszeit, sondern spricht für alle jungen Menschen, die einen Krieg hinter sich haben. Ich glaube, Krieg verursacht in allen Menschen dieselben Verletzungen und Überlebensstrategien, die leider oft ohne Mitgefühl und Hilfsbereitschaft auskommen müssen.

Ich liebe Kunstwerke, bei denen kein Wort zu viel ist und jedes eine Bedeutung hat. Hierzu gehört auch der deutsche Film „*Blaubeerblau*“. Fritjof Huber soll im Auftrag seiner Chefin in einem Hospiz die Maße des Gebäudes nehmen. Er wehrt sich jedoch mit Händen und Füßen dagegen: „Der Tod ist nicht Teil des Lebens. Er ist der Feind des Lebens. Er ist einfach widerlich. Jeder hasst die Idee zu sterben, ob in Pastell oder Blau. Muss jemand anderes das Aufmaß machen. Ich geh da nicht rein.“ Und kurz vor der Tür verkündet er seiner Chefin: „Frau Mühlbauer, ich würde gerne kündigen!“ Es hilft jedoch nichts. Sie besteht darauf, dass er den Auftrag bearbeitet. Völlig überfordert mit dem Kontakt zum Tod und zu Gefühlen, tappst er durch das Hospiz und kann sich auf das Messen kaum konzentrieren. Während er mit seiner Arbeit nicht voran kommt, schließt er hier Bekanntschaften und entdeckt alte Freundschaften neu, denn sein alter Schulkamerad Hannes wohnt ebenfalls hier. Obwohl das Hospiz nur neun „Gäste“ hat, herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Fast täglich zeigt eine Kerze vor einer Tür an, dass jemand „gegangen“ ist. „Der Tod macht niemals Urlaub.“ Was Fritjof durch den engen Kontakt mit dem

Tod tatsächlich lernt, wird nie in Worten ausgedrückt, das soll sich wohl jeder selbst denken. Oder in sich selbst entdecken. Vielleicht weiß Fritjof es selbst nicht, denn er beginnt jetzt erst zu leben, mit einer Urne voll Asche im Arm inmitten von Blaubeeren. Die anderen sind tot, doch er hat noch ganz viel vor sich.

Ich mag Shakespeare nicht. Gut, Romeo und Julia, die sind ja ganz putzig. Sie lieben sich ehrlich. Aber ansonsten sind Shakespeare's Stücke bevölkert von Zynikern, Intriganten und böartigen Menschen. Konkret meine ich „*Viel Lärm um nichts*“ von William Shakespeare, das ich als SWR-Hörspiel hörte. Sicher, die Dialoge sind spritzig, die Witze ulkig, alle Gestalten geistreich: „Ich wäre nur wenig beglückt, könnte ich sagen wie sehr.“ Aber moralisch und emotional finde ich diese Stücke bedenklich und nicht als Vorbild tauglich. Ja, ich weiß, die Parodie übersteigert das, was sie kritisiert. Doch kritisiert Shakespeare wirklich? Oder bedient er einfach nur den schlechten Geschmack?

Im Bücherregal griff ich bei „H“ wie „Heine“ doppelt zu und erwischte zwei Werke, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten: Die „*Florentinischen Nächte*“ sind ein Kunstwerk über das Verhältnis zwischen Liebe, Tod und Musik, die sich in den erzählten Geschichten immer wieder wie in einem Tanz umeinander drehen: die Liebe zu der im verwilderten Park gefällten Marmorvenus und der sterbenden Freundin, das tanzende Mädchen, das in einem Grab geboren wurde, der hofnarrische Zwerg, der in einer Wiege stirbt. Überwältigend ist die Intensität, mit der Heine Kunsterlebnisse beschreibt, ob in der Oper oder auf der Straße. Die Musik taucht alles in ein goldenes, mystisches Licht, und dieser Zauber verlässt die Künstler auch im Alltag nicht und erst recht nicht in ihrem Tod. Der meisterhafte Schreibstil lässt Licht und Schatten klar hervor treten, klarer als im wahren Leben,

das wir anscheinend verträumen, während Heine sich mit Intensität hinein stürzt.

Dagegen „*Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopksi*“, eines reichen Edeljünglings aus Polen, der in Hamburg das Leben studiert, spricht eine schockierende Oberflächlichkeit und Gefühllosigkeit, beispielsweise wenn er vom Ende eines Hundes erzählt. In den Florentinischen Nächten wurde ein solches Ereignis noch von liebevollem Mitgefühl und philosophischen Überlegungen begleitet, während man bei

Der kleine Dieb in unserem Garten

Diese Geschichte hätte auch an jedem anderen Ort stattfinden können, aber sie passierte bei uns. In unserem schönen Garten, wo sich ständig tierische Gäste tummeln, einen Teil ihres Lebens verbringen und so für Abwechslung in unserem Leben sorgen. Einige Bewohner haben ihren ständigen Wohnsitz dort aufgeschlagen. Zum Beispiel die große Zahl an Schnecken und Ameisen, die manchmal überhand nehmen und wir dann leider bekämpfen müssen. Andere hingegen sind nur auf der Durchreise wie die Spinnen, die ihre kunstvollen Netze in die Hecken und Büsche weben. Mäuse gehen in der Gartenhütte aus und ein, weil sie dort allerlei Material zum Nestbau finden und so manche Leckerei. Seit einigen Jahren streifen auch immer wieder räuberische Marder durch den Garten. Vor gar nicht allzu langer Zeit hatte sich ein Hirschkäfer verflogen, den wir nach ausgiebigen Beobachtungen in den nahen Wald gebracht haben. Unsere liebsten Gäste aber sind die Vögel, die wir so gerne beobachten.

Noch heute muss ich über die folgende Begebenheit schmunzeln. Seit ein paar Tagen traf sich ein ganz besonderes Pärchen in unserem Garten. Eine Amsel und ein Spatz teilten sich so manchen Platz. Viele Vögel treiben hier ihr Spiel, aber diese beiden waren etwas ganz Besonderes.

Anfangs fiel mir gar nicht auf, was sich hier auf der Wiese abspielte. Wann immer ich nach draußen blickte, bemerkte ich eine Amsel, die nach Futter suchte, und einen kleinen Spatz, der sich ebenfalls pickender Weise im Gras fortbewegte. Überall wohin die Amsel hüpfte oder flog, folgte ihr der kleine Spatz. Immer wieder versuchte die Amsel, den kleinen Aufdringling zu verscheuchen. Er schien ihr lästig zu sein. Doch es dauerte nicht lange und der kleine Spatz kam zurück. Jeden Tag das gleiche

Spiel: Die Amsel ignorierte den Kleinen, der aber blieb in ihrer Nähe. Irgendwann akzeptierte es die Amsel. Ihr war es vermutlich zu dumm geworden, immer wieder auf den Spatz zu reagieren. Es entstand ein Bild der Eintracht und Vertrautheit. Oder war es nur Duldung?

Ein paar Tage später war es damit allerdings vorbei. Ich stand gerade in der Küche an der Arbeitsplatte und war mit den Vorbereitungen für das Mittagessen beschäftigt. Zwischen Kartoffelschalen und Gemüseputzen sah ich gelegentlich in den Garten und konnte die beiden beobachten. Wie zwei spielende Freunde, als ob es nie anders gewesen wäre und so sein müsse.

In der Nacht hatte es stark geregnet. Die Erde war feucht und ideal für die Amsel und den Spatz, um nach Lebendfutter zu suchen. Beide hüpfen einträchtig durch das Gras, mal nebeneinander oder auch voneinander entfernt. Bis zu dem Zeitpunkt, als die Amsel an einer Stelle fündig wurde. Sie durchhackte den Boden mit ihrem Schnabel und hatte Glück. Doch der Wurm wollte nicht recht aus der Erde. Erst nach mehreren Versuchen zog sie den Regenwurm der Länge nach heraus. Der kleine Spatz saß wie immer in ihrer Nähe und beobachtete alles. Er hatte wohl nur einen Gedanken: „Endlich etwas Gescheites zu essen“.

Nun hatte der kleine Spatz seinen großen Auftritt. Die Amsel war mit ihrem Wurm so beschäftigt, dass sie gar nicht bemerkte, wie sich der Spatz immer mehr näherte. „So eine Gelegenheit bekomme ich vielleicht nie wieder.“ Mag dies durch seinen winzigen Kopf gegangen sein? Ein Satz, ein Flügelschlag und er war genau da, wo er hin wollte. Dieser kleine Frechdachs stibitzte doch tatsächlich den Wurm, den die Amsel gerade noch in ihrem Schnabel hatte. Das passierte so schnell, dass die

Amsel verblüfft herumhüpfte und nach dem Wurm suchte.

Unterdessen war der Spatz mit seiner Beute im nahen Gebüsch verschwunden. Man kann sagen kopflos, ohne Plan und Ziel irrte die Amsel in der Wiese umher. Bei einem Menschen würde man sagen, sie war sprachlos und verwirrt über so viel Dreistigkeit und ohne Skrupel eine Freundschaft vorgetäuscht zu haben. Die Amsel war noch eine ganze Weile im Garten und wieder damit beschäftigt, sich Futter zu suchen. Der kleine Spatz ließ sich nicht mehr blicken. Vielleicht hatte er ja doch ein schlechtes Gewissen, falls es das bei Tieren geben sollte.

Am nächsten Tag traute ich meinen Augen kaum: Es waren beide wieder da. Doch die Amsel hielt den Spatz gezielt auf Abstand. „So etwas passiert mir bestimmt kein zweites Mal“, wird sie wohl gedacht

haben. Der kleine Spatz jedoch gab nicht auf, versuchte sich immer wieder anzunähern, hatte dennoch damit kein Glück. Zu groß war die Enttäuschung der Amsel über den Mundraub. Vorbei war es mit der Freundschaft und beide gingen fortan getrennte Wege.

Angelika Schranz

geb. am 15.01.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meiner Familie lebe. Ich schreibe Lyrik, Prosa und Kindergeschichten. Mehrere Veröffentlichungen im Epla-Verlag, in der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, Frankfurter Bibliothek Brentano Gesellschaft, in verschiedenen Anthologien, zuletzt in der Lyrik-Bibliothek Literareon, im Czernik-Verlag Lyrik heute und in der Zeitschrift Veilchen.

Eine Fahrt

Es ist Morgen. Gerade setze ich mich auf mein Fahrrad, um die tägliche Reise anzutreten. Mein altes Rad, es ächzt und stöhnt unter dem Druck meiner Füße auf die Pedale. Die verbogenen Zacken des Zahnrades greifen müde in die rostigen Glieder der Kette, die mühsam versucht, die fast platten Reifen fortzuzerren und in Bewegung zu versetzen.

Es pfeift ein grauer Wind schneidend mir entgegen, doch bin ich dem Kampf mit den Elementen gefeit, nenne ich mich doch seit vielen Jahren einen Fahrer.

Heute morgen allerdings scheint es mir ein wenig anders. Ich vergaß nämlich, wie ich soeben mit Bestürzung feststellen muss, meine wollenen Fäustlinge überzustreifen, sodass der Wind empfindlich scharf die Furchen meiner zwei Hände entlang schmirgelt. Ich spüre es. Was soll ich nur tun? Mein Heim liegt bereits weit hinter mir und es kostet viel Kraft und ist

zugleich geradezu sinnentleert, während der Fahrt inne zuhalten und mein altes schepperndes Gefährt zu wenden...

So brause ich lieber über die klirrende Erde hinweg und hoffe, dass ich mein Ziel erreiche, bevor ich meine Hände nicht mehr lösen kann.

Jonis Hartmann,

geboren 1982 in Köln. Architekt, schreibt seit 1995. Seit 2007 Veröffentlichungen von Prosa und Lyrik in Zeitschriften wie EDIT, floppy myriapoda etc. und Anthologien wie Nordhessische Gegenwartsliteratur. 2011 romanino, ein historischer Kurzroman aus Rom im Chaotic Revelry Verlag Köln, 2013 Mondo kranko (Stories) im selben Verlag.

Gildas besonderer Tag

Es war mittags an diesem für Gilda besonderen Tag, dem 24. Dezember. Schnee lag auf allen Dächern, in den Gärten und auf den Nadelbäumen schwer lastend. Gilda hatte erst ihr neuntes Lebensjahr hinter sich gebracht und freute sich auf den für sie nicht alltäglichen Tag. Ihr Mutter arbeitete schon seit der Früh fleißig, hatte Plätzchen gebacken, ihre Schwester half ihr in der Küche. Gilda trödelte am Nachmittag herum, ins Wohnzimmer durfte sie nicht herein und ihr Vater schlüpfte in seinen warmen Mantel, zog seine hohen Schuhe an. Gilda musterte ihn fragend. Ihr Papa nickte und meinte: „Komm, zieh deine warmen Pullover und deine gefütterten Winterschuhe an, wir gehen in den Wald spazieren. Hier sind wir derzeit im Wege. Er gab seiner Frau einen Kuß.

Gilda war sofort Feuer und Flamme: „Ja, Papa, das ist ein guter Einfall. Ich bin gerne an der Luft.“ Vater und Tochter verließen die Wohnung und traten ins Freie. Der mit Platten gelegte Fußweg vor dem Reihenhause war vereist, aber bestreut. Beide überquerten die Landstraße und stapften hintereinander gehend über das mit Schnee bedeckte Krautfeld, links lag der Perlacher Friedhof, bogen zweimal um die Kurve und erreichten den Wald. Der Schnee knirschte unter ihren Schuhen, die Kälte hielt sich mit -3 Grad in Grenzen. Gilda hatte Handschuhe über ihre zarten Hände gezogen. Als sie die warme Wohnung verließen, dunkelte es bereits.

Beide betraten das Dickicht an verschiedenen Stellen und konnten die Bäume kaum erkennen, Finsternis umgab sie. Gilda konnte ihren Vater weder sehen

noch hören. Angst befahl sie, sie fühlte sich auf einmal allein. Kein Laut. Dann ein Knistern und ein Aufleuchten eines Lichtes in einiger Entfernung, bald darauf fünf Meter dahinter ein zweites und ein drittes in ganz anderer Richtung. Gilda wusste nicht, welches Licht sie zuerst angehen sollte und ging auf das los, was am nächsten war. Vater hatte mehrere Kerzen entflammt, Gilda kam erst später dahinter und ging auf jedes Lichtchen zu und nahm die brennende Kerze an sich. Ihr Gesichtchen leuchtete vor Staunen und Freude. Etwas später näherte sich ihr lächelnd ihr Vater und strich ihr über das Gesicht. Für die Kleine bedeutete dieser Ausflug in den Wald sehr viel. Der eigentliche Abend war ihr nicht so wichtig. Einen geschmückten Weihnachtsbaum gab es nicht, aber eine liebevoll aufgestellte Krippe und ein Gesteck erfreute die ganze Familie. Das anschließende Essen, Karpfen mit ungezuckertem Erdäpfelsalat taten ihr Übriges.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Madame Adelheid et Monsieur Stefan

Es war an einem Dienstagmittag um die 16te Stunde, als die beiden durch den Stadtpark schlenderten. Sie mochten so um die 55 Jahre sein. Adelheid sah jünger aus. Sie hielten einander an den Händen -- schauten sich mal tief in die Augen. Mal streiften ihre aufmerksamen Blicke die Anderen: mal die Graugänse, welche sich am nahen Teich ihr Gefieder putzen. Auch Wildenten waren dort anzutreffen und schnatterten durcheinander.

Adelheid wollte mit Stefan in ein nahes Restaurant, wo oft Johann Strauß und andere Melodien gespielt wurden. Sie liebten Konzerte. Es fing zu schneien an. Als die Beiden noch nicht ganz beim Liszt Denkmal waren (dieser hatte schon ein Schneehäubchen), sahen sie so etwa 14 Menschen dicht beisammen stehen. Ein gut gekleideter Mann mittleren Alters lag am Boden. Es war kühl -- er wurde etwas gefragt, konnte keine Antwort geben. Eine Dame fühlte seinen Puls, welcher schnell dahinjagte. Sie wollte ihm den Standard (Tageszeitung) unter den Kopf legen - dies gelang ihr nicht ganz.

Ein Herr hatte inzwischen die Rettung angerufen. Das Hündchen -- welches niemandem zu gehören schien -- bellte schrill, rannte hin und her, dann schnupperte es an Schuhen der Umstehenden. Nun flog ein Wildentenpaar in Richtung Parkausgang.

Nach einigen Minuten kam schon mit Blaulicht der Rettungswagen. Ein Arzt setzte sein Stethoskop auf die Brust des

Kranken. Er hatte eine Tachykardie und Bluthochdruck 220. Nun wurde er von den Sanitätern auf eine Trage gebettet und in das Rettungsauto geschoben. Das fuhr eiligst in das AKH.

Die Herumstehenden redeten hin und her und wußten alles besser als der Arzt.

Adelheid und Stefan gingen weiter und fragten sich, ob der Bewußtlose wohl durchkommen würde.

„Es wäre wünschenswert, hoffentlich, er war so blaß“, ließ sich Adelheid vernehmen.

Die 14 Leute gingen jetzt eilig davon, manche spannten einen Regenschirm auf. Das komische Hündchen beutelte sich die Schneeflocken von seinem Fell. Es gehörte einer jungen Dame.

Nun waren Adelheid und Stefan im Restaurant angekommen. Sie gingen zu dem Tisch, den sie bestellt hatten. Das anschließende Konzert ließ die schweren Gedanken nicht ganz verscheuchen.

Der Abend begann lautlos....

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Gang eines Jungautoren über die Buchmesse (Ein Kurzbericht)

Kurz nach neun Uhr treffe ich in den Messehallen in Frankfurt ein. Nachdem ich eine ermäßigte Eintrittskarte an der Kasse erworben habe, betrete ich das Allerheiligste durch die Kontrolle. Sofort begeben mich zur Halle 3, wo die Belletristik vertreten ist. Überall fallen mir junge Leute auf, die in phantastischen Kostümen stecken. Da gibt es Ritter, Schweine, Prinzessinnen, Polizisten und so weiter. Ein Mädchen in einem weißen Kleid wird sogar fotografiert.

In der Halle 2 befinden sich die großen Verlage, aber auch kleinere, sowie die typischen Zuschuss-Verlage, Verlage, bei denen man gegen Zahlung des entsprechenden Beitrags veröffentlicht wird. Der ehemalige Minister „Münze“ Müntefehring („Kapitalisten sind Heuschrecken“) läuft mir über den Weg. Der Kabarettist Riechling hat ihn wirklich gut mimisch nachgemacht! Würde man die beiden nebeneinander stellen, wüsste man nicht: Wer ist wer?!

Später sehe ich Wolfgang Niedecken am Stand eines großen Verlages, der regelrecht belagert wird. Am Stand von „Vorwärts“, der SPD-Zeitung, höre ich die DGB Vorsitzende Engelen-Käfer sprechen. Dabei geht's um Gerechtigkeit. Ich denke mir, wie leichtfertig dieses Wort verwendet wird. Und so gehe ich weiter.

Die großen Tages- und Wochenzeitungen verteilen Freixemplare. Bei der TAZ gibt es sogar Kaffee und Espresso umsonst. Man muss aber anstehen, da die Maschine gerade fertig gemacht wird. An einigen

Stellen sitzen Menschen auf Stühlen. Dahinter stehen junge Männer und Frauen, die Besucher massieren. Sie tragen schwarze T-Shirts, mit irgendwelchen Aufschriften. Anscheinend ist die „Behandlung“ an keine Bedingungen geknüpft.

Ich begeben mich weiter ins Untergeschoss der Halle 3. Auch hier wieder Belletristik Verlage und einige Comics. Inzwischen geht es auf Mittag zu und die Hallen quellen von Menschen über! So beschließe ich, mich zu der Halle mit den ausländischen Verlagen zu begeben, wo es ruhiger zugeht. Da gibt es holländische, französische, englische, polnische und russische Verlage. Aber es sind auch welche aus dem Nahen Osten, Pakistan, Indien und China vertreten. Mir fallen die schönen Frauen am kurdischen sowie einem Stand aus Oman auf. Vor einem iranischen Stand hält jemand ein Schild in englischer Aufschrift vor eine Fernsehkamera, auf dem steht, dass wenn man Bücher verbrennt, auch bald Menschen verbrennt!

Es ist jetzt gegen drei und ich beschließe, die Hallen zu verlassen. Trotz Zigaretten- und Esspausen im Freien wird mir das Ganze jetzt zu viel! Ich brauche freie Luft, um wieder atmen zu können. Über die langen Gänge begeben mich zum Ausgang und zur Tram, um in die Stadt zu fahren und einen Kaffee zu trinken.

Karl Farr

Ein ganz normaler Heiligabend

Es war in den achtziger Jahren und Heiligabend. Am Vormittag hatte er kleine Besorgungen gemacht. So war er in dem kleinen Laden gewesen, in dem es Ersatzteile für Uhren gab, denn er versuchte gerade, eine alte Taschenuhr selbst zu reparieren. Dann war er nach Hause gekommen und hatte Radio gehört, während sie Plätzchen buk. Der Sender brachte die Hits des ablaufenden Jahres. Sie warteten auf Schnee.

Nachmittags war sie zu den Eltern gefahren, während er sich für den Besuch eines Kinos entschieden hatte, das an diesem Nachmittag für ein paar Mark mehrere Filme zeigte.

Abends wollte sie wieder zurück sein, dann wollten sie etwas feiern.

Auf dem Weg zum Lichtspielhaus kamen ihm einige Leute entgegen, die noch schnell eingekauft hatten. Sie trugen Tragetaschen und in Geschenkpapier eingewickelte Pakete.

Manch Familienvater schleppte noch einen Tannenbaum mit sich. Schließlich kam er beim Kino an und dort waren schon einige Leute, die auf den Einlass warteten.

Zuerst wurde ein Piratenfilm mit Dustin Hoffmann in der Hauptrolle gezeigt. Er war schon im Laufe des Jahres gebracht worden und er war nun froh, dass er ihn jetzt sehen konnte.

Dann folgte ein Trickfilm und dann hatte er keine Lust mehr, weiter zu schauen. Er wollte seine Uhr reparieren, die zu Hause auf ihn wartete.

Zu Hause angekommen, schaltete er das Radio wieder ein. Sie brachten immer noch die Hits des bald abgelaufenen Jahres. Er holte sich die Taschenuhr und das Ersatzteil. Dann setzte er sich an den Küchentisch. Vorsichtig öffnete er die Uhr und baute das kaputte Zahnrad aus.

Er ersetzte es durch das neue – es passte. Vorsichtig setzte er die Uhr wieder zusammen und zog sie auf.

– Sie lief.

Er schaute auf die Uhr. Es war fünf. Um sechs wollte sie zurück sein. So holte er seinen angefangenen Roman und begann zu lesen. Das Telefon klingelte. Es war seine Mutter, die anrief. Sie sprachen kurz, dann legten sie auf. Er nahm das Buch wieder auf, setzte sich im Wohnzimmer in den Sessel und las weiter. Zwischendurch stand er auf und zog die alte Wanduhr auf, die er von seinen Eltern geerbt hatte.

Es war kurz vor sechs und er lief zum Fenster. Er sah sie mit ihrem Auto vorfahren. Sie trug einen Weidenkorb mit einigen Geschenkpäckchen darin. Unter den Arm hatte sie einen Tannenzweig geklemmt. Sie hatten nur einen Adventskranz, aber der langte ihnen. Wenn sie Kinder bekamen, würden sie einen Tannenbaum aufstellen. Er ging ihr entgegen und öffnete ihr die Tür.

„Schön, dass du da bist“, sagte er, nahm ihr den Korb ab und küsste sie auf den Mund. Er stellte den Korb im Wohnzimmer ab.

„Das Päckchen mit dem goldenen Papier ist für dich, von meinen Eltern“, sagte sie, zog ihre gesteppte Winterjacke aus und hängte sie an die Garderobe im Flur. Dann kehrte sie ins Wohnzimmer zurück.

„Du kannst dein Päckchen ruhig auspacken, es ist ja schon Zeit für die Bescherung.“

Er riss das Päckchen voll Ungeduld auf und heraus kamen ein Buch über die Antike sowie ein Paar Socken.

„Meine Eltern kommen morgen Nachmittag, da kannst du dich bedanken.“

Er nickte und brummte ein „Okay“.

Sie ging ins Schlafzimmer und kam mit einem weiteren Paket heraus, welches in blauem Papier, mit silberner Schleife verpackt war.

„Und das ist von mir.“

„Wir wollten uns doch nichts schenken“, erwiderte er, „ich habe jetzt gar nichts für dich“. „Dafür kannst du mich morgen zum Italiener einladen“.

Er nickte und ließ wieder ein „Okay“ hören. Dann packte er ihr Paket aus. Es enthielt neben einem Oberhemd ebenfalls ein Buch.

„Deutsche Heldensagen“, las er. „Das fehlte mir noch, also vielen Dank“. Er legte das Buch auf den Tisch. Dann wärmte sie das Essen auf, das sie am Tag vorher schon vorbereitet hatte. Er zündete die Kerzen am Adventskranz an, deckte den Tisch und sie aßen. Dann erfolgte in aller Ruhe das Abräumen des Geschirr und der Abwasch. Anschließend machten sie es sich im

Wohnzimmer gemütlich und hörten Musik bis tief in die Nacht. Dazu tranken sie eine Flasche roten Wein.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Der jüdische Vermieter

Fassungslos starrte ich ihn an, meinen Vermieter. Verstehen Sie Jiddisch? hat er mich gefragt.

Die Suche verlief schneller als ich dachte. Nur vier Tage verbrachten wir in einem Hotel, dann hatten wir eine Wohnung. Ein Wohnzimmer, zwei Kinderzimmer, Küche, Bad und zwei Balkone, genau richtig für eine Familie mit zwei kleinen Kindern. Und in Fußnähe zur Bar Ilan Universität. Die Vermieter, ein älteres Ehepaar, waren herzlich und unbürokratisch. Offensichtlich wollten sie die Wohnung möglichst schnell vermietet wissen. Die Frau erzählte. Von ihren beiden Söhnen, der eine Arzt, der andere Rechtsanwalt, von dem letzten Sommer, der ungewöhnlich heiß gewesen war, von den steigenden Lebensmittelpreisen und den unbezahlbar hohen Mieten. Ihr Mann nickte ab und zu, ein angenehmer Herr mit schlohweißem dichtem Haar, sonnengebräuntem Gesicht und immerzu lächelnden Augen. Ob wir einen guten Flug gehabt hätten, ob wir schon lange

eine Wohnung suchten, ach, und die Kinder, sie seien sicher durstig, hier direkt um die Ecke gebe es einen Getränkeiosk. Ob wir denn schon Shekel getauscht hätten?

Das Büro des Immobilienmaklers war klein und stickig, ein träger Ventilator an der Decke fächelte Sand durch das Zimmer. Die Ehefrau redete unaufhörlich. Es zog sich nun doch in die Länge. Sie führte die Geschäfte, er lächelte. Immer wieder Absicherungen, Rückversicherungen, Sicherheiten. Ab wann, für wie lange. Die Kautions am liebsten in bar und in Dollar. Später der Besichtigungstermin, Verkehrsstau, Staub, Hitze. Aber wir hatten eine Wohnung und ich war noch voller Neugierde und Aufregung. Mit unseren beiden Vermietern sprachen wir die ganze Zeit englisch.

Nein, ich muss genauer sein: nicht mit beiden Vermietern, eigentlich nur mit der Ehefrau. Ihr Mann hielt sich aus den Verhandlungen heraus.

Später saßen wir zu viert eng zusammengedrückt auf der Hinterbank ihres nicht mehr ganz neuen Autos. Unsere Vermieter fuhren mit uns quer durch Tel Aviv. Ich war viel zu fasziniert, als dass mir irgendetwas aufgefallen wäre. Und noch bevor ich unsere zukünftige Wohnung gesehen hatte, stand mein Entschluss fest: Wir sind an zwei riesengroßen Spielplätzen vorbei gefahren. Ich jubelte leise, ja, hier werden wir für die nächsten Monate gut leben können. Die Ehefrau saß am Steuer und schlängelte geschickt durch den dichten Verkehr, es war heiß, alle zogen wir unsere Jacken und Pullis aus und krepelten die Ärmel hoch. Unser Vermieter nicht.

Am nächsten Tag zog ich los und kaufte ein Kinderbett mit Gitterstäben, Bettzeug dazu, vier Teller, Besteck, Gläser, einen Topf und eine Pfanne, einen Eimer und allerhand Putzlappen. Ich fegte und schrubbte, putzte das Bad, richtete die Küche ein und erklärte die teilmöblierte Wohnung in der Pinkas Straße 24 zu unserem Zuhause. Am Abend ging ich auf einen der beiden Balkone und schaute über die Dächer. Die Wassertanks staken wie kleine Zylinder auf den Köpfen der Häuser, dazwischen ein Gewirr aus Satellitenschüsseln, Telefonmasten und Sonnenkollektoren. Randvoll mit Neugierde, Staunen und Erwartungen war mir nicht weiter aufgefallen, dass wir die ganze Zeit mit unseren Vermietern ausschließlich englisch gesprochen hatten. Habe ich das schon erwähnt?

Der Resonanzraum ist hier anders. Sätze, Worte, sie erzeugen plötzlich einen ungeahnten Widerhall. Schleichend werden sie überlagert mit unserer Vergangenheit, harmlos daherkommende Worte, arglos ausgesprochen, bekommen in diesem Land ein anderes Echo. Immer öfter begann ich dieses Echo zu hören. Es beunruhigte mich. Hätte ich mir das vorher nicht denken können?

Unsere Küche hatte einen Nachteil: Der Herd war ein Gasherd und die große Gasflasche war fast leer. Ich überlegte, wo ich eine neue kaufen könnte, aber ich hatte bisher kein entsprechendes Geschäft gesehen. Ich könnte jemanden fragen, die Verkäuferin im Supermarkt vielleicht. Und im selben Moment dieses Echo – kann ich sie einfach so fragen, woher ich Gas bekomme? Kann ich das Wort Gas überhaupt aussprechen? In Deutschland wäre das sicher kein Problem, aber hier? Eine Deutsche fragt einen Israeli nach Gas, geht das nicht ein bisschen zu weit?

Worte lösen eine Resonanz aus. In jeder Sprache und in jedem Land eine andere, verschieden stark. Worte in Deutsch, Hebräisch – ich hatte ein paar Sprachkurse besucht – oder doch besser in Englisch? Deutsch ist zweifelslos die schwierigste davon, vor allem in Israel. Wie mögen meine Worte gestern Nachmittag geklungen haben, liebevoll zu meinem Sohn gesprochen, deutsche Worte in den Ohren jenes alten Mannes, der im Bus neben mir saß? Welche Erinnerungen mögen sie bei ihm ausgelöst haben? Es war sicherer, beschloss ich, in der Öffentlichkeit beim Englisch zu bleiben, oder Deutsch nur ganz leise. Ich hatte das Gefühl, dass es besser sei, wenn niemand meine Herkunft kennt. Auch nicht unsere Vermieter. Und dann passierte das mit meinem Sohn, an jenem Tag kurz vor unserer Abreise. Erst da wussten Sie, Herr Vermieter, woher ich komme. Und dann fragten Sie mich, ob ich Jiddisch verstehe

Nicht, dass ich unvorbereitet gekommen wäre. NS-Regime, Shoa, Holocaust, sicher, ich wusste Bescheid, ich hatte viel darüber gelesen. Als Deutsche in Israel, das könnte vielleicht schwierig werden. Ich wollte niemanden verletzen, wollte achtsam sein. Aber, ich begann schon zu ahnen, meine Vorbereitungen könnten nicht ausreichen. Gedenken, Mahnmal, Schuld. Erinnerung. Man hat uns beigebracht, dass die Verbrechen niemals in Vergessenheit geraten dürfen, und dass wir uns erinnern

sollen. Dass, aber nicht wie. Wie pflegt man Gedenken? Wie erinnert man sich eigentlich? Wie soll ich mich erinnern an eine Zeit, in der ich noch nicht einmal geboren war? Überhaupt, wie geht man mit so einer Vergangenheit um? Und noch dazu hier in Israel. Ich wurde unsicher, sah, dass es schwieriger wurde als ich gedacht hatte. Es gab mehr Fragen als mir Antworten einfallen wollten. Wie viel Rücksichtnahme war angebracht, um nicht bei den Überlebenden alte Wunden auf zu reißen? Wie viel Zurückhalten, ohne dass es nicht im Schweigen endete? Erinnerung braucht Worte. In welcher Sprache?

Die junge russische Mutter nickte mir ein Guten Morgen zu. Ihr Sohn hatte sich ein wenig mit meinen Kindern angefreundet, jetzt tobten sie durch den Sand, sprangen vom Kletterturm herunter, kämpften um die beste Schaukel, spielten in der kleinen Lokomotive. Ich fühlte mich wohl, der Spielplatz war ein sicheres Gelände, Sand unter Kinderfüßen, wie überall auf der Welt. Alle Menschen hier sprachen Russisch, ich verstand kein Wort, sie kein Englisch. Ich nickte ein Guten Morgen zurück und lächelte. Zeichensprache ist unverfänglicher, stellte ich erleichtert fest.

Der Vermieter war heute alleine gekommen, ohne seine Ehefrau. Unser Aufenthalt in Tel Aviv neigte sich dem Ende entgegen, und er wollte uns noch einmal besuchen. Vielleicht nach dem Rechten schauen. Oder nur Guten Tag sagen, Shalom und wie geht's. Oder einfach einmal alleine kommen, ohne seine Ehefrau. Es war ein schwüler hitziger Tag und er, absichtlich oder nicht, krepelte die Ärmel seines Hemdes hoch. Und da habe ich sie gesehen, auf seinem Unterarm.

Mein Vermieter stand in unserem Wohnzimmer mit nackten Unterarmen. Ich starrte auf die Nummer. Etwas verblasst schon, aber sichtbar. Ich fror. Und in diesem Augenblick, ganz genau in diesem Moment kam mein Sohn aus seinem Zimmer gestürmt:

Mama, wann gibt es Abendessen? fragte er. In Deutsch.

Zum ersten Mal fielen Worte in deutscher Sprache in Gegenwart meines Vermieters.

Was gibt es denn überhaupt?

Spaghetti... mit... Tomatensauce, stammelte ich.

Und Nachtisch?

Ja – ja, auch Nachtisch...ich...

Wir waren heute auf dem Spielplatz, plapperte mein Sohn weiter und strahlte unseren Vermieter an, wir waren in der Lokomotive, ich war der Lokführer und mein Bruder war der Schaffner. Und der andere Junge, den verstehe ich aber nicht, der redet irgendwie anders, der war auch mit dabei. Und die Lokomotive hat ein riesengroßes Lenkrad, mindestens so groß und er streckte dabei seine Ärmchen nach oben und zeichnete einen Kreis in die Luft.

Ganz allmählich veränderte sich das Gesicht meines Vermieters, wurde weicher, größer.

Is er a Bub? fragte er leise und schaute mich mit seinen großen, feucht gewordenen Augen an, und mir blieb endgültig die Luft weg.

Sie sind aus Deutschland? fuhr er fort. Verstehen Sie Jiddisch?

Ich...ich..., stotterte ich noch, dann fiel mir nichts mehr ein.

Da begann er zu strahlen, zuerst nur die Augen, seine Pupillen wurden dunkler, dann kamen ein paar dünne Fältchen um die Mundwinkel dazu, und schließlich strahlte der ganze Mann. Er tastete sich vorsichtig durch mein Schweigen hindurch und sein Gesicht bekam einen Glanz aus längst vergangenen Zeiten, seine Zunge erinnerte sich wieder, und auf einmal fing er an, auf Jiddisch.

Warum haben Sie das denn nicht schon früher gesagt? dann hätten wir jiddisch miteinander sprechen können, meine Frau versteht es leider nicht, wissen Sie, sie will es gar nicht hören, aber jetzt, mit Ihnen... – Verstehen Sie mich denn?

Ja – ja, sicher, beeilte ich mich.

Ach, wenn ich das früher gewusst hätte, fuhr er fort.

Es tut mir leid, ich wusste ja nicht...
Meine Frau, Sie müssen wissen, meine Frau möchte nicht, dass ich Jiddisch spreche, und ich habe sonst niemanden, mit dem ich sprechen kann. Aber mit Ihnen, wir hätten Kaffee miteinander trinken und uns unterhalten können... und es quoll aus ihm hervor und sein Gesicht leuchtete und seine Lippen bebten

Mein sehr verehrter Herr Vermieter, ich habe Sie betrogen. Nicht in böser Absicht, ganz im Gegenteil, aber ich habe Sie in jeder Hinsicht hintergangen und betrogen. Hinsichtlich darauf, dass ich aus Deutschland komme, ohne dass Sie es wissen konnten, ich habe ja immer nur Englisch mit Ihnen gesprochen. Sie haben also die ganzen vergangenen sechs Monate eine deutsche Familie in Ihrer Wohnung beherbergt. Und hinsichtlich darauf, dass Sie nicht Jiddisch mit mir reden konnten. Verstehen Sie Jiddisch, haben Sie mich gefragt und Ihre Stimme hat gestrahlt und gezittert.

Plötzlich geriet er ins Stocken. Er hatte bemerkt, dass ich immer noch auf seinen Unterarm starrte und auf die tätowierte Nummer darauf. Er sah mich an und verstand.

Wie alt ist er, fragte er, jetzt auf Englisch, mit einem leisen Nicken zu meinem Sohn hinüber. Und ich, fünf. Und er, und Sie, wie alt sind Sie, und ich, sechsunddreißig. Und er, dann sind Sie viel zu jung, da waren Sie ja noch nicht einmal geboren, damals.

Er wurde ernst, sein Lächeln verschwand unter dem Gewicht seiner Worte, er zeigte auf meinen Sohn und dann sagte er: He is not guilty. Nur vier Worte, aber er schickte sie mir mit der Wichtigkeit zu wie ein Briefträger eine bedeutende Nachricht in einen Briefkasten wirft. Ein Einschreiben, sozusagen. Ja, Herr Vermieter, die Nachricht ist angekommen, was Sie da sagten, war so unglaublich, ich kann es immer noch nicht fassen. Ausgerechnet Sie sagten das, wie groß musste Ihr Herz denn

sein, dass Sie so etwas über Ihre Lippen brachten?

Mein über alles verehrter Herr Vermieter, wie gerne hätte ich mich mit Ihnen noch weiter unterhalten, auf Jiddisch, auf Englisch, auf Deutsch, was immer Sie gewollt hätten. Wie gerne hätte ich Ihnen zugehört. Was Sie mir da gesagt haben, in diesen paar Minuten, bevor wir uns voneinander verabschiedeten, um uns nie wieder zu treffen – wie gerne hätte ich Ihnen noch gesagt, wie sehr Ihre Worte mich berührt haben. Mit Hilfe Ihrer Großherzigkeit und Kraft erlaube ich mir, meine Gedanken neu zu ordnen. Allein das Nicht-Vergessen, das Beteuern des Sich-Erinnerns reicht ab heute nicht mehr aus, das Eingestehen von Schuld ist zu einfach geworden. Ich muss mir etwas Neues einfallen lassen. Nach allem, was die meinen Ihnen und Ihrer Familie angetan hatten, sprechen Sie meinen Sohn für nicht schuldig. He is not guilty, haben Sie mir gesagt, mit mahnender Stimme. Als ob Sie mir ein Versprechen abringen wollten. Aber nur Sie, mein jüdischer Vermieter, nur Sie und die Ihren haben das Recht so zu sprechen, nur Ihnen steht es zu, das Kapitel der Schuld gleichsam abzuschließen. Sie haben mich entlassen und zugleich in die Pflicht genommen. Sie stehen noch immer vor mir, nach so vielen Jahren, ich höre Ihre Stimme und schreibe Ihre Worte. In unendlich dankbarer Erinnerung. Ausgerechnet Sie, mit der tätowierten Nummer auf dem Unterarm. Verstehen Sie Jiddisch? haben Sie mich gefragt.

Sibylle Meyer

geboren 1961, studierte Ägyptologie und Geschichte in Heidelberg. Nach mehreren Auslandsaufenthalten in Ägypten und Israel lebt sie heute mit ihrer Familie in Bensheim. Als stellv. Managing Editor ist sie beim Verlag Wiley-VCH tätig.

Publikation (Hrsg.): Egypt - Temple of the Whole World (Brill, Juni 2003)

Ziegenmilch

In das Büro des Hauptkommissars Pophal stürzte ein Mensch mit fremdländischem Aussehen aber gutem Deutsch, der sich zudem aufgeregt ausdrückte, dass er beruflich als Grieche sehr erfolgreich in Berlin sei, aber nun ein Unglück über ihn hereingebrochen sei. Und deshalb sei er in das Polizeibüro gekommen.

Das war das erste, was Pophal hörte, die erfolgreiche Geldverdienerei hier in Deutschland, und erst dann: „Kommen Sie schnell, meine Frau ist umgebracht worden! Ich bin wie vor den Kopf geschlagen!“

Pophal war es peinlich, mit dem Griechen nicht zuerst über diesen zunächst angeblichen Mord zu reden, aber ein paar Dinge musste er schon vorher wissen. Deshalb sagte er ruhig: „Sofort, aber setzen Sie sich erst einmal und erzählen, was eigentlich vorgefallen ist!“

„Ach, wissen Sie, Herr Kommissar, wer früh im Leben fremde Hilfe erfahren hat, soll oft selbst zum Helfenden werden. Ich bin aus Griechenland und habe hier in Berlin deutsche Hilfe genug erfahren, indem ich bei Ihnen eine Firma aufmachen durfte – importierte Ziegenmilch aus meinem Land darf ich in Ihrem gesundheitsbewussten Staat verkaufen, denn Ziegenmilch schlägt sogar Kuhmilch; so sehen es die Wissenschaftler, die sich damit befassen. Deshalb habe ich Ihr Land schätzen gelernt, und besonders Ihre Hauptstadt Berlin, die mir auch zur ‚Grünen Woche‘ die Türen öffnete und meine Firma immer unterstützte.“

„Sagen Sie mir erst einmal, wie Sie heißen!“

„Ich heiße Ignatiadis, Herodot Ignatiadis. Dort, schauen Sie aus dem Fenster, da sehen Sie meine Firma, fast genau gegenüber Ihrem Büro hier in Alt-Tegel an diesem wunderschönen See. – Und nun ist meine Frau tot, wie es aussieht – ermordet.“

Pophal schien es, dass dieser Grieche keine große Bitterkeit empfand.

„Damit wir keine taktischen Fehler machen, Herr Ignatiadis, besuchen wir sofort Ihre Wohnung!“

Der Grieche atmete tief durch und erzählte unterwegs, dass er wie jeden Tag bis acht Uhr geschlafen habe. „Meine Frau steht immer eine Stunde früher auf, um ihr dunkelbraunes Haar sorgsam zu föhnen. Dann setzt sie sich an den Flügel und spielt ein paar Impromptus. Bei ihrem Spiel kann ich so schön vor mich hinduseln. Aus irgendeinem Grund brach das Tastenspiel plötzlich ab, was ich zuerst gar nicht richtig mitbekam.“

Mittlerweile waren sie in der Wohnung angekommen. Pophal hatte noch ein paar Mitarbeiter von der Spusi mitgebracht, die nun hin und her eilten und mit der Spurensicherung begannen.

Sorgfältig sah sich die Gruppe um.

Im Übrigen schien es für Pophal zunächst ein Fall zu sein, wie er ihm schon tausend Mal begegnet war – die Frau im Negligee am Flügel, ein Messer, ziemlich lang, im Rücken, vom Klavierhocker war sie noch nicht gesunken. Eine schöne junge Frau, selbst noch im Tode, die sich dieser Herodot Ignatiadis unter den Nagel gerissen hatte, obwohl der schon ein paar Jahre mehr auf dem Buckel hatte als diese junge Frau. Ob die so treu war, dachte sich der Kommissar unverblümt. Ruhig betrachtete er den Griechen von der Seite, um eventuell dessen Gedanken zu lesen. Gut aussehende junge Frau, keine Kinder, der Mann mit guten Geschäften, so ließ es sich in Berlin leben! Sonst spiegelte die Wohnung eine präzise Sorgfalt wieder, die von fleißigen Hausangestellten kündete. Auf dem Abstellbrett am Flügel stand noch eine nun schon geschmolzene Eiscreme aus schwarzen Johannisbeeren.

Ignatiadis registrierte die aufmerksamen Blicke Pophals, ging dann zur Hausbar,

mixte sich einen Martini und wollte auch dem Kommissar einen anbieten, der das dankend ablehnte. Selbst aber schlürfte der Grieche den Cocktail und sah auf seine junge Frau. „Oder wollen Sie einen Becher von meiner Ziegenmilch, weil die so gesund ist?“ fragte Ignatiadis mit seiner knarrenden Stimme.

Der Vormittag lag über dem kleinen grünen Park, durch den ein Sandweg führte. Pophals sah, dass es keine anderen Pfade gab, und selbst die Sicht von den Nachbargrundstücken war durch Buschwerk versperrt.

„Meine Frau ist tot. Was unternehmen Sie?“

„Hat Ihre Frau vielleicht Feinde gehabt?“

„Feinde? Nein, nicht dass ich wüsste.“ Ignatiadis sank in einen Korbstuhl und zuckte die Achseln.

Pophal drehte ihm den Rücken zu und betrachtete lange den Fußweg, der durch diesen Park führte.

„Feinde, nein, Feinde hatte sie nicht“, wiederholte Ignatiadis.

Pophal heuchelte kein Mitgefühl, wie es in solchen Fällen üblich war, dafür hatte er schon zu viele Erstochene gesehen, aber jeder oder jede von den vergangenen Toten hatte mindestens einen Feind, und warum sollte die hier keinen haben?

Aber dann sagte der Grieche doch: „Es ist – war – eine schöne Frau, meine Frau, und da hatte sie sicher ihre Verehrer, weil sie ja noch so jung war, wesentlich jünger als ich.“

„Ihr Tod tut mir leid, Herr Ignatiadis“, sagte Pophal, aber es klang kein Bedauern in seiner Stimme. „Trotzdem müssen wir überlegen, was, wann, wer es war.“

Herodot Ignatiadis' Blick fiel wieder auf seine Frau, sprang dann auf, während der Notarzt noch die Leiche untersuchte. Wieder erschien es Pophal, dass der Grieche verdammt teilnahmslos war. Aber der Kommissar blieb ruhig, äußerlich jedenfalls. „Ich brauche wohl nicht zu betonen, dass eine so schöne Frau wie die Ihre, Herr Ignatiadis, sicher einen Verehrer oder Feind hatte, der ihr nahe stand“, sagte er sehr direkt.

„Sie wurde gegen acht Uhr erstochen“, betonte der Notarzt aus dem Hintergrund. „Näheres, Herr Pophal, nach der pathologischen Untersuchung.“

„Was ich sagte, Herr Ignatiadis, sind zwingende Argumente!“

„Täuschen Sie sich da nicht?“ fragte der Grieche erregt. „Sehen Sie sich doch um! Wenn ich von der Veranda schaue“ – er öffnete die Tür – „sehe ich zum Beispiel Spuren auf diesem Sandweg da.“

Kluger Grieche, dachte Pophal, der nur eine, eine einzige Spur entdeckte, die allerdings vom Haus wegführte.

Misstrauisch verfolgte Herodot Ignatiadis mit den Augen, wie die Beamten das riesige Wohnzimmer durchsuchten.

„So einfach ist das mit dem Sandweg, Herr Ignatiadis?“ fragte Pophal sachlich.

Langsam beschlich das Gefühl bevorstehenden Unheils den Griechen. Er spürte, dass er etwas sagen, tun müsse, aber was? Er biss sich auf die Lippen, um deren Zittern zu unterdrücken. Doch dann entwickelte er eine fast fieberhafte Aktivität, nachdem Pophal auf der Veranda selbst keine auffälligen Spuren entdeckt hatte. „Beinahe hätte ich es vergessen, weil Sie nach einem eventuellen Verehrer fragten: Da kam der Importeur der Ziegenmilch, ein Berliner, häufig zu den Partys meiner Frau. Sie saßen immer eng zusammen, enger als üblich, was mir zuerst gar nicht so auffiel. Aber heute, wo das Schlimmste passiert ist,...“ Und mit einem erleichterten Seufzen, als sei er froh, Pophal etwas sehr Nützliches mitteilen zu können, sah er dem Kommissar ins Gesicht: „Bei diesen fröhlichen Gelagen tanzten sie immer zusammen, auch enger als die Etikette das erlaubt. – Ich habe es wohl bemerkt. – Aber egal, wie's war, ich stellte sie zur Rede, und sie schwor mir, mit ihm zu reden, dass er nicht mehr kommen sollte, es sei denn geschäftlich zu mir.“

Pophal dachte nach und kam zu dem Schluss, dass es eigentlich ganz anders war, aber das behielt er noch für sich.

Ein Untersuchungsbeamter trat auf den Kommissar zu und zog ihn zur Seite. „Ich

habe ein paar Unterlagen im Schreibtisch der jungen Frau gefunden und gesichtet – interessant, dass sie eine Lebensversicherung über 5 Millionen abgeschlossen hatte. Und nun kommt's: Geschäftsunterlagen dieser Firma weisen aus, dass sie pleite ist. Also wird das Geld aus der Lebensversicherung der Frau vermutlich dringend gebraucht“, flüsterte er leise.

„Ja, wahrscheinlich.“ Pophal bedankte sich mit einem Kopfnicken und sagte ebenso leise: „Gute und schnelle Arbeit, Kollege.“ Dann wandte er sich wieder an den Griechen. „Können Sie reinen Gewissensschwören, Herr Ignatiadis, dass Sie mit dem Mord an Ihrer Frau absolut nichts zu tun haben?“

Der Grieche hob beschwörend die Hände und wehrte ab. Und Pophal glaubte, dass sich hinter dem südländischen Charme ein hinterhältiger der mleser Carate

Der große Sprung

Dienstag ist Kinotag, der beste Tag der ganzen Woche. Das Geld, das ihr zur Verfügung steht, reicht immer nur fürs Essen und für einmal die Woche Kino. Wenn man sie zu ihrem Berater bestellt, macht sie das meist dienstags am Morgen. Dann sitzt sie vor ihm, schwitzt und schämt sich. Er schaut sie an, er will ihr nicht mal die Hand geben und sie weiß genau: Sobald sie raus ist, wird er das Fenster in seinem Büro aufreißen und frische Luft reinwedeln. Sie gehört zu denen, von denen er seiner Frau – er hat eine, ein Foto von ihr und zwei süßen Kindern steht auf seinem Schreibtisch – abends erzählen wird. Dass man so jemanden ja nirgendwo unterbringen kann, wer würde die schon einstellen. Und zu ihr sagt er das mit fast denselben Worten. Ja, Frau Schramm, wo haben Sie sich denn beworben? Als Küchenhilfe wollte man sie nicht? Als Erntehelferin geht nicht? Sie haben da ein Attest? Liegt das bei uns schon vor? Ah ja, ich seh schon, da ist es. Ich hätte da noch eine Putzstelle in einer amerikanischen Firma, können Sie Englisch? Na ja, dann war das auch nichts. Gut, dann sehen wir uns nächstens wieder. Wenn sie endlich wieder raus ist, fällt die Spannung ab und ihr Leben fängt wieder an. Sie geht dann aus dem Amt hinaus, quält sich über den Rathausplatz und geht zu MacDonald's. Hier arbeiten immer andere Leute, wenn sie kommt, das findet sie gut. Bei einem der Fremden bestellt sie sich ein Maxi-Menü, ein Eis und ein paar Apfeltaschen. Das Kino beginnt um zwei, solange drückt sie sich in der hintersten Ecke des Fast-Food-Restaurants herum und hält sich fern von den lästerfreudigen Teenagergruppen und den neugierigen Kindern, die ihre Mamis fragen, warum die Tante da so wenige Haare auf dem Kopf hat.

Im Kino ist sie schon, bevor die Schülergruppen eintreffen. Sie steht allein an der Kasse und sucht sich einen Platz aus. Weit genug in der Mitte, um noch einen guten Blick auf die Leinwand zu haben, nah genug am Rand, um nicht von zu vielen Menschen eingekesselt zu werden. An der etwas veralteten Süßwaretheke geht sie vorbei. Sie hat ihre große Tasche immer dabei und in die passen leicht eine Flasche Cola, eine Tüte Nüsse und eine Packung Gummibärchen. Sie sagen zwar, man dürfe sich nichts mitbringen, aber wenn das Licht ausgeht, ist sowieso alles egal. Wenn das Licht ausgeht, ist alles nur noch ein Schatten und wer würde da schon ihre Flasche Discounter-Cola sehen. Im Kinosaal zwingt sie sich in ihren Sitz. Es ist noch ein altes Kino, hier sind die Sitze noch schmaler als in den neuen Kinos, wo Menschen jeder Statur Platz haben.

Seit Wochen hat sie sich die Film-Werbung angesehen. Die Szenen haben sie bis in ihre Träume verfolgt. In diesen Träumen trägt sie ein enges schwarzes Trikot, das ihren schlanken drahtigen Körper zur Geltung bringt und ihre wogenden Brüste betont. Sie hat eine Mission, sie muss ihre Familie retten und ER ist der Einzige, der ihr zur Seite steht. ER ist groß und schön, mit breiten Schultern und starken Armen. Niemand versteht ihn, er ist ein einsamer Wolf und er braucht jemanden, der mit ihm Seite an Seite kämpft. Erst als er sie trifft, sieht er wieder einen Sinn in seinem Leben. Gegenseitig retten sie sich aus tödlicher Gefahr, bis sie sich schließlich finden und sich jede Nacht in glühender Leidenschaft lieben bis zum Morgengrauen. Und oft wacht sie nach diesen Träumen auf und ruft stöhnend seinen Namen.

Um sie herum brüllen alle vor Lachen. Sie

hat nicht nur daran gedacht, sondern die letzten Worte laut vor sich hin gesprochen. Es ist die Nachmittagsvorstellung, nur Teenager sitzen um sie herum, neben ihr noch ein Mann in ihrem Alter, der so tut, als würde er husten, aber sein rotes Gesicht kommt vom Lachen und nur aus Mitleid spielt er einen Hustenanfall vor.

Sie spürt das Blut in ihren Kopf steigen, sie stemmt sich hoch, reißt ihre Handtasche mit, ohne darauf zu achten, dass der Reißverschluss noch offen steht. Die Colaflasche rollt heraus, kullert unter allen Sitzreihen hindurch nach vorne. Die Nusstüte reißt auf und die Nüsse verteilen sich über den Boden. Sie lässt alles liegen, entschuldigt sich nicht und drängt sich panisch vor den Sitzen der lachenden Teenagergruppe vorbei, die johlend ihre Füße in Sicherheit bringen und „Elefanten-Parade“ und „Dampfwalze“ brüllen. Einer der Jungs bringt seine Füße nicht rechtzeitig aus dem Weg. Sie stolpert, wankt, versucht sich an den vorderen Sitzreihen zu halten, aber ihre Arme sind zu schwach und sie stürzt auf den Jungen am Rand, der sofort brüllt wie am Spieß: „Alte, hau ab, du stinkst! Geh runter, fette Sau!“ Sie kämpft sich hoch und während seine Kumpels feixend sein Gebrüll nach einer Gasmasken unterstützen, hetzt sie zum Ausgang und ins Freie. Seit Jahren ist sie

nicht mehr gerannt, aber nun stürmt sie in Richtung Bushaltestelle, sie rempelt eine junge Frau an, die ihr noch besorgt nachruft, ob man ihr helfen könne, sie rennt jedoch weiter, ohne auf etwas zu achten. Fast läuft sie vor ein Auto, aber auch dann rennt sie weiter und sie spürt ihren pfeifenden Atem und die Schmerzen in der Brust und in den Beinen kaum. Dort vorne hält die Linie 19, nur noch ein paar Meter und einsteigen, dann ist sie in einer halben Stunde zu Hause. Nur noch ein paar Meter, aber die 19 fährt los. Die darf nicht losfahren, denkt sie, nicht ohne mich, also springt sie beherzt auf die Straße und stellt sich vor den Bus. Ich bin ja nicht zu übersehen, denkt sie, er muss anhalten und mich mitnehmen.

Aber der Busfahrer schaut für eine halbe Sekunde in den Rückspiegel und als der Bus sie rammt, wundert sie sich noch über ihre eigene unerwartete Behändigkeit bei dem Sprung vor den Bus.

Katja Leonhard

geb. 1974, lebt in Ingolstadt. Sie studierte Germanistik und Sozialpsychologie. Seit 1999 veröffentlicht sie in Literaturzeitschriften, Anthologien und Sachbüchern. Selbständige Publikationen: „Grenzgang“ (2006), „Do the right thing“ (2013), „Die nackte Unschuld“ (2013).

Nachtlager

Heute Morgen haben sie
ihn gefunden; er lag noch da, als
schliefe er und würde gleich
wach werden, um sich aufzurichten,
mit der linken Hand ins wirre
Haar zu greifen und der rechten
in den verfilzten Bart zu fassen; danach
dann mit beiden Handballen die
Augen auszuwischen, damit der
Schlaf weggedrückt wird, aber er
ist tot.

Er lag in seinem olivgrünen
Schlafsack und sah aus, wie jeden
Morgen – als wenn er tatsächlich
noch lebte, wirklich noch atmete;
doch als einer ihn an der Schulter
rüttelte, weil es schon spät war und
in dem Kaufhaus die Türen gleich
geöffnet werden sollten, damit
die Leute Sachen kaufen konnten
– Pullover, Jacken, Strümpfe,
Schuhe mit Fell gefüttert, zum
Abschluss noch eine Tasse heißen
Kaffee mit Milch, Zucker, vielleicht
auch Sahne trinken konnten; bevor
sie schließlich im warmen Wagen
nach Hause fahren, um dann, nachdem
sie die Heizung weit genug aufgedreht
haben, den Fernseher einzuschalten, die
Fernsteuerung in die Hand zu nehmen,
sich in den Fernsehsessel zu lümmeln
und die Nachrichten einzuschalten,
wo von einem Mann berichtet wird, der
erfroren ist;

Vor der Tür des Kaufhauses, während
der Nacht, weil es Winter ist und
die Temperatur 15 Grad minus
erreichte; er hieß »Polen-Wladi« – Genaueres
weiß niemand.

Nicolaus Nissen

Jahrgang 1962, kaufmännische Ausbildung und volkswirtschaftliches Examen. Er veröffentlichte bisher einen Kurzkrimi in der Fernsehzeitung TV NEU, zwei plattdeutsche Kurzgeschichten in einer Anthologie sowie eine weitere im Rahmen des jährlichen NDR I-Plattdeutsch-Literaturpreises, als eine der 25 besten. Außerdem den Roman „Die falsche Frau“ im Mohland Verlag. Weitere Werke sind bei neobooks.com zu beziehen.

Schreiberei und Literatur

(geschrieben August 2011)

Als ein Hobby fängt es an
Oft auch aus Grund der Rache
Merkt man erst es geht voran
Lässt man den Geist nur machen

Viel Zeit verschwendet man daran
Man schreibt und dichtet von Nöten
Es ist ein Fluch, den man sich macht
Man verpasst dabei das Leben.

Jordanis Paraskevopoulos

Lebt in Sindelfingen. Schreibt Kriminalromane, Gedichte und Kurzgeschichten. Neben der Literatur Interesse an Musik. Spielt seit dem 15. Lebensjahr Gitarre.

**CHRISTOPH
SCHLINGENSIEF**

* 24.10.1960
Oberhausen

t 21.08.2010
Berlin

KLAGEN BEVÖLKERN BILDREICH BÄNDE
DEIN STARRSINN RENNT HIRNLOS VOR WÄNDE
LEEREN PFLEGEN GESCHWÄTZIGKEITEN
KAHLSCHÄDEL MIMEN DEN HERRN DER ZEITEN

LIEBE KUSCHELT SICH EILENDS INS VERSTECK
HALBGESCHEITE MACHEN AUF BÜRGERSCHRECK
BELANGLOSIGKEITEN, DIE SICH SELBST KASTRIEREN
GLAUBENSBLENDER, DIE SÜNDENFÄLLE INSCENIEREN

AUFFÜHRUNG DES GEGENWARTSDIKTATS. DIES JETZT
DAS KLAMMHEIMLICH LÄNGST SEIN MESSER WETZT
WER'S FRESSEN SCHEUT, WIRD SELBST GEFRESSEN
WÖLFE KREDENZEN LÄMMERN MESSEN

DIE G Ü T E FLÜCHTET INS EXIL
GEMEINHEITEN HABEN LEICHTES SPIEL
FANATISMEN, DIE SKRUPELLOS DEFINIEREN
PROTESTE, DIE SICH MÄCHTIG ZIEREN

SORGENFALTEN KNIRSCHEN DURCH DEN RAUM
(ER)LÖSUNG FÄLLT NICHT KEUSCH VOM BAUM
WENN WUNDER NICHT NUR MÄRCHEN WÄREN
LIEBE SICH HEIL LEICHTER BESCHWÖREN.

geschrieben
Januar 2013

Essen / Ruhr

ARNO
PETERS

Rezension „Clyátomon - Die Schlacht um die versunkenen Reiche“ von Andrea Bannert

Aus dem versunkenen Atlantis entstanden drei Reiche, die friedlich miteinander am Grunde des Meeres leben könnten, wären da nicht der Clyátomon bzw. die gefälschten Sagen, die um ihn gesponnen werden. Andrea Bannert zieht mit diesem Fantasy-Roman ihre Leser/innen unter Wasser und enthüllt ihnen eine eigene Welt mit vier launischen Göttern, mit Drachen, Echsen und anderen Fabelwesen. Aber von vorne...

Der Clyátomon ist ein Stein, der unendliche Macht verleiht. Darum wurde er vor Generationen an Land gebracht, an einen Ort, den kein Meermensch erreichen kann, denn nach zwei Stunden an Land stirbt auch der Stärkste und Gesundeste von ihnen. Allerdings können die Menschen Macht nur schwer los lassen, und daher geht das Gerücht, der Träger des Steins habe ihn wieder mit nach Hause gebracht, ins Königreich Delryen. Daraufhin verbünden sich die anderen beiden Reiche, Dorkas und Freyara, um den Stein an sich zu bringen. Und dieser Krieg wird so bald nicht enden.

Währenddessen wachsen auf Land drei vermeintliche Waisen zu ganz normalen Studenten heran: Manuela, Andreas und Marc, deren Geburtsdatum jeweils als der 24.08.1991 angegeben wird, weil sie an diesem Tag an demselben Strand gefunden wurden. Das Schicksal bringt sie zwanzig Jahre später wieder zusammen: Sie belegen auf Gran Canaria denselben Tauchkurs. Was als harmloser Urlaubsspaß beginnt, entwickelt sich zu einem Albtraum: Ihnen wachsen gleichzeitig und plötzlich Schwimmhäute an Händen und Füßen, spitze Ohren und Zottelhaare, und zu guter Letzt Kiemen hinter den Ohren. Wie sich diese allmähliche, aber unumkehrbare Wandlung in einen Meermenschen anfühlt, lässt Andrea Bannert uns hautnah miterleben. Marcs Gegenwehr wirkt

tragisch-komisch, wenn er sein iPhone zückt und dann verkündet: „Es gibt aber keine Unterwasserwesen mit spitzen Ohren. Hier: Sowas kennt nicht einmal Google!“ Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Natürlich ist es schwer zu akzeptieren, wenn man sich von seinem alten Leben ungewollt entfernt. Während das Tauchen ohne Geräte zunächst Spaß macht, verlieren sie in der Weite des Atlantiks bald den Boden unter den Füßen. Die drei sind unwiderruflich dazu verdammt, für immer unter Wasser zu bleiben. Das wird spätestens dann klar, als zwei von ihnen die Rückkehr versuchen und sich einem Kreuzfahrtschiff gegenüber als Schiffsbrüchige ausgeben. Lange halten sie es nicht dort aus, dann geht ihnen die Luft aus und ihre Haut wird rissig. Sie müssen zurück ins Meer!

Diese exotische Unterwasserwelt ist also nicht nur für den Leser neu, sondern auch für unsere drei jugendlichen Helden. Da prallen Kulturen aufeinander und sie kennen die Vorgeschichte nur wenig. Manchmal ist das von Vorteil, aber es tun sich auch tödliche Fallen auf. Auch sprachlich drückt sich die Interkulturalität aus in Ausdrücken wie „Die Meermenschen hatten es mit den Säulen“ und „ganz schön viel Info auf ein Mal“.

Die Unterwasserwelt der versunkenen Reiche ist bunt, archaisch, brutal, dreidimensional. Räume und Gebäude betritt man schwimmend von oben, das Schlafen auf einem Bett erfordert gewisse Übung, in den Gärten mischen sich Unterwasserpflanzen mit verschiedenen Kunstwerken aus Stein. Die Auswahl an Speisen, Kleidung und Einrichtungsgegenständen ist etwas eingeschränkt, dafür aber ist der Raum unermesslich. Die bombastischen Landschaften und das Schwimmgefühl sind lebensecht beschrieben: „Die dunkelgrauen

Felsspitzen und Vulkankrater waren tief unter ihnen. Sie schwammen so hoch, dass die Gebirge wie Spielzeug aussahen. Manuela erinnerte es an den Blick aus einem Flugzeug. [...] Es wurde Nacht, während sie Lanthan senkrecht hinunter folgten. Manuela fand es unheimlich, wie im Sturzflug nach unten zu schwimmen und die spitzen Felsen, flachen Vulkane und tiefen Felsspalten auf sich zukommen zu sehen, auch wenn sie wusste, dass sie jederzeit stoppen konnte.“

Bei diesem Buch kann man also nur raten: „Tauchen Sie ein!“

Andrea Bannert: „Clyátomon – Die Schlacht um die versunkenen Reiche“
Candela Verlag, 2013
Taschenbuch, 370 Seiten
ISBN 978-3-942635-17-2
www.andreabannert.de

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Nachbrenner“ von Norbert Sternmut

In seinem Lyrikband „Nachbrenner“ veröffentlicht Norbert Sternmut 125 Gedichte, die zumeist von der Liebe handeln. Er redet ein namenloses Du an, die Geliebte, er himmelt sie an, bewundert sie und berührt sie in immer wieder neuen Umgebungen, in Weite, Wüste und am Meer, in Dunkelheit und Sonnenschein, morgens und abends. Er bewundert das Auge der Geliebten, ihre Wimpern und ihr Haar, küsst ihre Lippen und geht auch tiefer, wenn der Stab ins Kühlwasser taucht und der Wanderstab in die Nachtlippe fällt. Zum Licht gehört natürlich auch Schatten, zur Euphorie auch Wunden, Feuer und Asche. Hirn und Herz schwanken zwischen Himmel und Hölle, wie sich das für Liebende gehört. Aber ein Hauch Vergänglichkeit ist stets dabei. In der letzten Zeile vieler Gedichte ist es vorbei, zerbricht der Kristall, stehen wir allein. Und doch entströmt diesen Gedichten mehr Leichtigkeit und Romantik als wir bisher von Sternmut gewohnt sind.

Für den Leser öffnet sich eine Galerie von Bildern, die oft ungewohnt sind und deren Beschreibung man mehrfach lesen muss, um sie klar vor dem inneren Auge zu sehen. So soll Lyrik sein!

*Leseproben:
Aschenhell*

*Die Wimper, bruchstimmig,
blutet das Wort ins Feuer,
brennt der Buchstab,*

fliegt Verzweiflung aus der Asche.

*Als Schrift wurde die Narbe beflügelt
Ins niegespähete Niemandreich.*

*Aschenhell wuchs die Sprachlücke,
fließt das Blut ins Wort.*

Atemkunde

*Du atmest mich aus,
klagemutig will ich dich*

*einatmen, fühlen,
jedes Haar einzeln,
berühren, verführen,*

*all die Grenzen öffnen,
die uns bestimmen.*

Sammelplatz

*Im Brandfall ertönt die Sirene,
sammelt sich die Angst
im Hirn,*

*schreit die Einsamkeit im Feuer,
das wir in den Herzpark legten.*

*Die Fluchtwege sind von frühen
Altlasten versperrt.*

*Es gibt keinen Mund, der den Kuss
in die Ewigkeit rettet,*

*keinen Grund, der die Hand
für uns ins Feuer legt.*

Norbert Sternmut, 1958 in Stuttgart geboren, lebt in Ludwigsburg bei Stuttgart. Seit 1980 ca. 90 Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften, zahlreiche Buchveröffentlichungen (Romane, Lyrik, Theater) in verschiedenen Verlagen.

Norbert Sternmut: Nachbrenner
Pop Verlag, Edition monrepos, 2013
Taschenbuch, 136 Seiten

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Die nackte Unschuld - Kurzgeschichten“ von Katja Leonhard

In elf Kurzgeschichten schreibt Katja Leonhard über Menschenschicksale. Traurige, schockierende, aber auch lustige Episoden aus dem Leben eigentlich normaler Menschen machen uns hier betroffen. Beispielsweise die grausame Hilflosigkeit eines Mannes angesichts der Magersucht seiner Ehefrau, bis er ihr schließlich den Tod wünscht: „Katarina würde sich beim Klicken des Schlosses für ihn bereit machen. [...] Unwillig schloss er die Tür auf, die bereitwillig dem sanften Druck nachgab.“ Die graue, bunte, schmutzige, hoffnungsvolle Vielfalt des Lebens steckt in diesem Buch, wenn im ICE Menschen zu Helden werden, ein ominöser Dr. Li Kräuter verschreibt, jemand in Tschechien Süßigkeiten kaufen fährt. Wir werden auch an das Unglück von Rammstein erinnert und denken

darüber nach, wie Erinnern überhaupt funktioniert.

Katja Leonhard wurde 1974 in Kaiserslautern geboren und studierte an der Universität des Saarlandes Germanistik und Sozialpsychologie. Seit 1999 veröffentlicht sie ihre Texte in Literaturzeitschriften, Anthologien und Sachbüchern. 2006 erschien ihre Gedichtmappe „Grenzgang“. 2012 waren zwei ihrer Texte im Film „Zeit der Namenlosen“ zu hören. Sie lebt in Ingolstadt.

Katja Leonhard: „Die nackte Unschuld –
Kurzgeschichten“
www.neobooks.com

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	15.01.2014	15.01.2014	31.01.2014
Name	Meerbuscher Literaturpreis	Kassandra	MDR-Literaturpreis
Genre	Geschichten und Gedichte	Gedicht, Essay, Glosse, Wissenschaftliches, journalistischer Text, Werk bildender Kunst, evtl. Foto, Musikstück...	Kurzgeschichten (unveröffentlicht)
Thema	Glück		
Umfang	Ein Beitrag pro Autor/in, ein Gedicht mit max. 20 Zeilen, Geschichte mit max. 3 DIN-A4-Seiten, Schriftgröße 12 Punkt.	3 – 5 Gedichte oder Prosa, Essay, etc. max. 10 A-5 Seiten 3-5 Fotos, Abbildungen, in Auflösung 300 dpi	Nur eine Geschichte pro Autor/in; max. 15 Vorleseminuten, bis 6 Seiten oder 11.000 Zeichen mit Leerzeichen
Form		Kurzvita mit Bibliografie; Bestätigung, dass der verfasste Beitrag von Ihnen stammt, und Einverständnis zum Druck	Zweifach gedruckt; Manuskript anonym; Liste literarischer Veröffentlichungen; Kurzvita (max. 12 Zeilen), E-Mail-Adresse und Telefonnummer
Preis	Lesung und Wahl der Sieger aus den 8 Finalist/innen am 14. Februar 2014; Geldpreise für die ersten drei	Buchveröffentlichung	1.) 5.000€, 2.) 2.500€, 3.) 1.500€ und Publikumspreis 1.000€; Lesung der sieben Finalisten im Rundfunk am 5.5.; Anthologieveröffentlichung der besten 25
Teilnehmer			deutschsprachige Autor/innen, die bereits literarische Texte veröffentlicht haben
Veranstalter	Meerbuscher Kulturkreis e.V.		Mitteldeutscher Rundfunk
einsenden an	per Mail an rgerhold-at-meerbuscher-literaturpreis.de	gabyblattl-at-chello.at oder edition Musagetes, Gaby G. Blattl, Anton-Baumgartner-Straße 44/C3/2503, A-1230 Wien	Kennwort: Literaturwettbewerb, Mitteldeutscher Rundfunk Figaro, Postfach 100122, D-06140 Halle
nähere Informationen	http://meerbuscher-literaturpreis.de/		

Datum	31.01.2014	31.01.2014	28.02.2014
Name	SOS-Kinderliteraturpreis 2014	Blaues Blatt 2013: Literaturwettbewerb	Verborgene Fantasien
Genre	Vorlesegeschichten für Kinder von 3-7 Jahren	Lyrik	
Thema	Nächte	Das Messer zum Traum	
Umfang	Max. 5 Seiten	Nur 1 Text pro Autor/in	1-20 Normseiten
Form	Mit kurzem Lebenslauf und Veröffentlichungsliste	doc-Formate (Version doc/97 - 2004), docx, pages oder PDF; Datei anonym ohne Autoreninformation; in E-Mail: Kontaktdaten (E-Mail-Adresse, Name, Anschrift) sowie Titel des Textes; Bestätigung, dass Sie Verfasser des Textes sind und damit einverstanden, den Text auf den Seiten des Blauen Salons und im Rundbrief präsentieren zu lassen.	in jeweils eigener Datei: Text, Vita mit Adresse, Ihr Foto (jpg); DOC oder DOCX; Times New Roman 12, keine Fettschrift, keine Unterstreichung, keine Sperrung, keine Zeilennummerierungen, keine Spalten-, Abschnitts-, Seitenwechsel
Preis	Besuch eines SOS-Kinderdorfs in Usbekistan	1.) 250€, 2.) Buchpaket (140€), 3.) Platz: Buchpaket (50€), 4.)+ 5.) Je Buchpaket (40€), 6.) 1 Anthologie des Blauen Salons	Freiexemplar
Teilnehmer			
Veranstalter	Autor/innen, die bereits veröffentlicht haben	Blauer Salon	Literaturzeitschrift Haller
einsenden an	SOS-Kinderdörfer „SOS-Kinderliteraturpreis“, Ridlerstraße 55, D-80339 München	E-Mail mit dem Betreff „BlauesBlatt 2013“ an literaturforum-blauersalon-at-gmx.de	info-at-literaturzeitschrift-haller.de
nähere Informationen	www.sos-kinderdoerfer.de/helfen/schulen/kinderliteraturpreis	http://blauersalon.net/online-literaturforum/page.php?p=wettbewerbe	www.literaturzeitschrift-haller.de Corinna Griesbach Schaufenberg 2 D-52156 Monschau

Datum	31.03.2014	18.04.2014	01.05.2014
Name	Sappho-Anthologie	Weihnachtsanthologie	Unheimliches Ungeziefer
Genre	Gedichte, die Sapphos romantische Poesie vervollständigen, ihr ein Eigenes entgegensetzen, sie verstehen, missverstehen, umdeuten oder weitergeben	Kurzgeschichte, alle Genres, veröffentlicht	Phantastik-Geschichten, unveröffentlicht
Thema		Weihnachten	Unheimliches Ungeziefer, z.B. Insekten, Ratten
Umfang		Bis 15.000 Zeichen = 8 Normseiten à 1.800 Z.; ein Text pro Autor/in	Bis 30.000 Zeichen
Form	Per E-Mail	Mit Vita und Bibliografie; Word-Datei, Courier, 11 pt	.doc oder .rtf, einheitliche Schriftart und Schriftgröße, keine Formatierung außer kursiv
Preis		Anthologie-Veröffentlichung mit Honorar, 1 Belegexemplar	Anthologie-Veröffentlichung mit Honorar, 1 Freiexemplar
Teilnehmer		Ab 18 Jahre	
Veranstalter	freiraum-verlag	Oldigor-Verlag	Verlag Torsten Low
einsenden an	info-at-freiraum-verlag.de	skript-at-oldigor.de	phantastischeBibliothek-at-gmx.de
nähere Informationen	www.freiraum-verlag.de auch per E-Mail oder +49-(0)3834-3506884 +49-(0)176-62012160	www.oldigor.de	www.verlag-torsten-low.de